

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 43 (1965-1966)

Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

37/20

Zürcher Student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

| | | | |
|--|--|---|--|
| Redaktion: Toni Lienhard / Markus Mäder (Uni) Xaver Achermann / Laurent Druey (Poly) | Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30 Auflage 14 000 Redaktionsschluss Nr. 8: 8. Februar 1966 | Druck und Versand: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstrasse 21, 8021 Zürich | Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37 8001 Zürich, Telefon 23 83 83 |
|--|--|---|--|

Der Bund und seine Hilfe

»Den bestehenden kantonalen Universitäten und Akademien werden zum Zwecke der Förderung höherem wissenschaftlichen Unterrichts und wissenschaftlicher Berufsbildung Beiträge aus der Bundeskasse verabfolgt... Dem Ermessen der Kantone ist es anheimgestellt, für welchen Zweck... sie den Bundesbeitrag verwenden wollen« Dies klingt neu, modern, es ist aktuell, ist aber, nichtsdestotrotz, einem Referat vor der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren in Aarau, von A. Locher, Erziehungsdirektor in Zürich, gehalten am 4. Juli 1964: neunzehnhundertvier, entnommen worden! Mehr als fünfzig Jahre später erst wurde eine Kommission zur Prüfung der Verhältnisse in den schweizerischen Universitäten eingesetzt, die bekannte Kommission Labhardt, die zu genau den gleichen Schlüssen kam wie Locher (mit dem einzigen Unterschied, dass 500 000 Fr. wie 1904 nicht mehr reichen würden...). Die Behörden haben den Bericht Labhardt zur Kenntnis genommen und, es mag erstaunen, rasch darauf reagiert: Bereits 1966 bis 1968 sollen vom Bund den kantonalen Universitäten insgesamt 200 Mio. Franken zur Verfügung gestellt werden. In der Frühjahrsession soll abgestimmt werden, und es ist nicht zu erwarten, dass diese Uebergangslösung wesentlich angezweifelt wird vom Bund und den ärmeren Hochschulkantonen wie Lausanne oder Neuenburg, die für ihre technischen Wissenschaften die doppelten Beträge, und wie Freiburg, das für die Naturwissenschaften gar die dreifachen Beträge erhalten. Die Einführung dieser Uebergangslösung steht also praktisch fest. Ob sie aber wünschenswert ist für alle Kantone, für jeden Kanton, ist die Frage.

Hören wir dazu Regierungsrat König in seiner Rede am letzten Dies academicus: »Diese Bundeshilfe dürfte wohl kaum eine rechte Hilfe sein, da die Finanzen des Bundes zu drei Vierteln aus den Universitätskantonen stammen. Das restliche Viertel haben wir nicht nötig. Die schweizerische Tendenz zu jammern (nach Bundeshilfe für die Hochschulen zum Beispiel) könne also dazu führen, dass man hierzulande zu schnell eine Lösung präjudiziert.« Es war eine Tische, in der diese Worte fielen, zwischen Hauptgang, Dessert und Kaffee, und so wäre es verfehlt, seine Worte allzugenaue zu messen. Der dahintersteckende Gedanke ist richtig, auch wenn ihn Regierungsrat König nicht unbedingt für seinen letzten Willen öffentlich breitgeschlagen sehen möchte. Ausserdem meinte er damals, die Zeit reiche nicht, auf die Bundeshilfe zu warten. Nun, da sie rascher kommt als erwartet, wäre es, allen Zweifeln zum Trotz, töricht, nicht zuzugreifen und auf etwas zu verzichten, das man überraschenderweise bekommt, nur weil es nicht in allen Teilen den eigenen Forderungen und Interessen entspricht. Des Bundes Mühen haben rascher gemahnen als üblich, und vom daraus gebackenen Brot wird jeder gern essen.

Wie sind die Bedingungen für eine solche Bundesubsidient im Kanton Zürich? 1964, dies sind die neuesten Zahlen, hatte die Universität Ausgaben von 47,3 Mio. Franken (davon vom Kanton gedeckt 43,1 Mio. Franken), was genau den Erwartungen des Berichtes Labhardt entspricht; 1966 müssen die Ausgaben 53 Mio. Franken erreichen (was sicher der Fall sein wird), damit die Uni in den vollen Genuss der Subvention kommt, die mit 8,5 Mio. im ersten Jahr 19 Prozent der gesamten Subvention ausmacht. Trotzdem macht Zürich dabei kein Geschäft, wie es aufs erste scheinen mag. Die Gelder für die Subvention nämlich stammen zu 25 Prozent wiederum aus Zürich: Eine einfache Subtraktion führt zum Resultat, dass Zürich dabei 60 Prozent »rückwärts« macht.

Für Zürich lohnt sich die Bundessubvention nicht — im Gegenteil

Dies bestätigt den von Regierungsrat König festgehaltenen Sachverhalt, der für den reichen Kanton Zürich in Erscheinung tritt.

Eng mit diesen Subventionen in Zusammenhang steht die Frage der Koordination, so dass eine Begutachtung der Subventionen allein einseitig wäre, verzichtet man doch dabei ganz, auf deren Folgen zu achten.

Man sagt Koordination und ist stolz, ein neues Schlagwort zu verwenden. Ist es neu, und schlägt man nicht offene Türen ein damit? Es ist klar, dass der Bund für seine Hilfe Forderungen stellen wird.

Für die 200 Mio. Franken in den Jahren 1966-1968 — nicht einmal die Hälfte des im Bericht Labhardt vorgesehenen Betrages — sind die Forderungen naturgemäss noch gering: einzig die Ausgaben 1962-1964 um mehr als die Bundeshilfe zu steigern und Baupläne etc. dem Bund zur Einsichtnahme zu senden wird verlangt. Dahinter steht natürlich die Idee einer zentralisierten Koordination, obwohl die Gelder zur freien Verfügung des Kantons stehen sollen: Wir können im Prinzip davon unsere Mensa bauen!

Doch dies nur nebenbei.

Der Bund bezahlt also soundso viel jährlich, um die Hochschulen von oben her führen zu können.

Vorwände für eine Unterschrift...

In verschiedenen Wochenzeitungen ist die Mode aufgekommen, auf der Titelseite unter einem mehr oder weniger sinnigen Titel redaktionelle Vorbemerkungen abzudrucken. Das Ganze wird kurz und bündig, in einem Küchlein deutlich vom übrigen Text getrennt, damit es auf jeden Fall gelesen wird. Und damit auch ja jeder sieht, wer es geschrieben hat, pflegt man eine eigenhändige Unterschrift anzufügen. Niemand wird bestreiten, dass dies eine ausgezeichnete Möglichkeit ist, sich eine gewisse Popularität zu verschaffen, die auch unsere Redaktion sich nicht entgehen lassen möchte. Wir können so unsere undankbare Leserschaft etwas verstüssen. Der geneigte Leser glaubt das »undankbar« nicht so ganz? Ist man der Meinung, eitel Freude begleite das Erscheinen einer jeden Nummer? Dass dem nicht so ist, weiss' man vielleicht, nachdem man den Widerhall auf den letzten Leitartikel »Sozusagen: keine Mensak gelesen hat. Wir haben die kritischen Echos aus den Schweizer Tageszeitungen in dieser Nummer zusammengestellt. Meist hat man die darin aufgestellten Forderungen für gerecht erachtet (die »X« macht aus naheliegenden Gründen eine Ausnahme), hat aber den Ton für verfehlt angesehen. Nun gut, die Tageszeitungen haben reagiert. Wie aber die Studenten? Nicht. Ueberhaupt nicht. Nicht einmal die scheue Bitte des »Eat and go« wird durchwegs befolgt. Man nimmt zur Kenntnis. Die wirklich aktuellen Ereignisse nimmt man zur Kenntnis. »Aktuell:« (»vorübergehend«) zeitgemäss, zeitnah, dringlich« weiss Duden zu verdeutschen. Mit Tagesereignissen, die einmal auftreten, um bewältigt zu werden, scheint man nichts anfangen zu können, nicht einmal wenn sie einen höchst persönlich angehen. Man ist ja Student und hat sein Fach. Ich will nicht ungerecht sein: es gibt noch zwei Dinge, die beschäftigen können: Für männliche Universitätsbesucher der Militärdienst, für weibliche die Liebe. Wir sind förmlich überschwemmt worden von Entgegnungen zum »Cursor«-Artikel mit dem harmlos bösen Bildchen eines unanständig essenden Offiziers. Wir können leider nur eine Auswahl abdrucken, denn im Grunde sind sich alle Echos einig — meist sind es Offiziere, die sich verteidigen —, dass es im grossen ganzen ja doch gut steht...

Selbstverständlich sind alle Artikel im zS gut, lesenswert und verdienen somit eine Entgegnung. Irgendwie ist manchmal doch eine gewisse Wertung möglich: Auf den von den Lesern bevorzugten Seiten 1, 3, 5, 6 und 7 stehen meist die für uns wichtigsten Artikel: hier pflegen wir unsere eigenen unterzubringen.

Auch das Feuilleton kann lesenswert sein. Ich muss gestehen, ich habe gerade vorhin Mosers »Erinnerungen eines Reaktionärs« zum erstenmal gelesen, obwohl sie schon seit Anfang Semester regelmässig erscheinen. In der Dezembernummer hat es eine ganz pikante Stelle über die Liebe (vor allem also für die weiblichen Universitätsbesucher von Bedeutung).

Wir sind nun gespannt auf diese Nummer. Was wird Echo haben? Was wird gelesen: Nur die unwissenschaftliche Betrachtung eines sich wissenschaftlich gebenden Buches in »Spargel, Kathexis und Phantasie«, weil es lustig ist, oder Carlo von Ahs feurige Rede gegen alles Rote, im Stil der Aera von John Foster Dulles? Da wir nun aber politisch neutral sind, dränge es sich auf, die FSZ Stellung beziehen zu lassen. Jetzt ist Carlo böse, so böse sogar, dass er gar nie mehr böse sein will gegen die Kommunisten, die so böse sind, ihm noch mehr entgegengetreten zu wollen, nachdem er ihnen entgegengetreten ist. So macht man Politik. Wie der Herr Schäufele und der Herr Hüberle. Kennen Sie den Wortwechsel zwischen Herrn Schäufele und Herrn Hüberle nicht? Hör Schäufele und Herr Hüberle spiele Politik, da sagt der Hör Schäufele, ich bin der Kännedy und du bist der Kruschtschof, da sagt der Hör Hüberle aber nää, Hör Schäufele, ii bin der Kännedy und du bist der Kruschtschof, aber aa Hör Hüberle, sagt der Hör Schäufele, nää sin der Kännedy, ii bin der Kännedy und du bist der Kruschtschof. Und so spielen der Hör Hüberle und der Hör Schäufele Politik.

Fabula docet: Hände weg von Politik, man bekommt ja nur Streit dabei, auch wenn man nur spielt... Aber wichtig ist sie eben doch, die Politik, sogar die Studentenpolitik. Das Poly dämpft nämlich die Konjunktur. Das Budget wurde gekürzt. Am letzten DC. Um fünf Franken. Am Essen wird es abgespart. Soweit ist es gekommen. Unsere Polyredaktoren dürfen am Redaktionessen nur noch für 20 Fr. essen, wir von der Uni wie bis anhin für 25 Fr. So sitzt die Politik Zwiist in unsere Redaktionsstube, und mich macht es angriffig gegen jedermann: gegen den Etudiant de Base, gegen die Offiziere ein wenig, gegen Carlo vor Ah und gegen den DC. Und so verscherze ich mir die Popularität, die ich mir mit der folgenden Unterschrift erobern könnte...

Ein versöhnlicher Gruss

17. Tede

Hans Albrecht Moser

Erinnerungen eines Reaktionärs

Copyright by Artemis-Verlag

Ein alter Herr, ein Kinderblick, eine Hand, die andere Welt

Hier las ich etwa die folgenden Erinnerungen auf:

Nach längerer Zeit sah ich den alten Herrn wieder. Ich wusste, dass er krank war.

»Wie geht es Ihnen?« fragte ich.

»Wieder ausgezeichnete,« antwortete er gutgelaunt und machte ein paar Armschwünge, wie um mir seine wiedergefundene Gesundheit zu be-

legen. »Ich habe jede Woche zwei Penicillineinspritzungen bekommen.«

Was für eine perverse Heilmethode, dachte ich und gratulierte ihm zu seiner Genesung.

Dann verabschiedeten wir uns voneinander, und ich blickte ihm noch eine Weile nach. Muntern Schrittes ging er dahin. Plötzlich blieb er stehen, hob beide Arme wie beschwörend in die Luft und ging dann etwas langsamer weiter. Was bedeutete wohl diese beschwörende Gebärde?, fragte ich mich.

So viel über das Wahrnehmbare unserer Begegnung. Könnte wohl das Nichtwahrnehmbare, dachte ich, auf hundert Seiten mitgeteilt werden? Aber noch ehe ich den Unermesslichkeiten, in die mich diese Frage blicken liess, nachgehen konnte, fiel eine andere Erinnerung in mein Blickfeld.

An der Hand seiner Mutter kam mir ein Kind entgegen, ein nettes kleines Mädchen. Ich schaute es an, es schaute mich an, und je näher wir einander kamen, desto mehr schaute es zu mir herauf, bis wir aneinander vorübergegangen waren. Ich versuchte nachher, den Blick des Kindes zu

beschreiben, nicht einem andern, sondern mir. Dabei musste ich bald die Aussichtslosigkeit meines Versuches einsehen, nicht wegen meiner Sprachunzulänglichkeit, sondern wegen der Unzulänglichkeit der Sprache überhaupt. Sie kann eine Sache oder ein Geschehen wiedergeben, dessen Anschaulichkeit bei jedermann vorausgesetzt werden kann. (Still lag der Tote vor mir — das sieht jedermann, und jedermann hat einen Toten schon gesehen.) Sie versagt aber überall, wo die Anschaulichkeit der Sache oder des Geschehens bei niemand vorhanden ist. Die Besonderheit des Blickes des Kindes gehörte hierher. Da helfen alle Sprachkünste nichts, Begriffe wie Neugier, Scheu, Aufmerksamkeit wären Nothelfer, die niemals das treffen, wie mich das Kind angeschaut hat. Solche unbeschreibbare Kinderblicke habe ich schon zuweilen gesehen.

Die Erinnerungen in diesem Bewusstseinsraum hüpfen sich, nur noch zu, die vor meinem Auge auftauchten, seien mitgeteilt!

Ich gehe durch eine Strasse. Beiläufig schaue ich zu den Häuserfronten hinauf, und zufällig bleibt mein Blick an einem Fenster haften, neben

Fortsetzung auf Seite 11

den, obgleich die Universitäten selbst untereinander zwecks Koordination der Forschung — den Unterricht zu koordinieren wäre in den meisten Fällen zum vornehmen fehl am Platz — Fühlung nehmen, und zwar schon seit längerer Zeit. Einen Atombeschleuniger (in Villigen) kann selbst die reichste Universität nicht allein bauen, und für eine gemeinsame Erweiterung haben sich bereits Zürich und Basel besprochen. Koordination spielt sich sozusagen automatisch ab. Als damals, nach Bern, auch Zürich ein Tierspital baute, wurde von einigen am Ort tretenden Journalisten etwas Staub aufgewirbelt, wahrscheinlich nur, weil sie nichts wussten von der in Abständen stattfindenden Hochschul-Rektorenkonferenz, die dies ausführlich besprochen hat, bevor man sich zu dem in diesem Fall richtigen Schritt gegen die Koordination entschloss. Dass eine Verständigung, eine Verbindung zwischen den Universitäten vonnöten ist, ist wohl jedem klar. Ob aber der Bund als verbindende Instanz nötig, noch nötig, nicht mehr nötig oder gar fehl am Platz ist, darüber ist man getrennter Meinung. Es ist ja längst nicht mehr so, dass jede Universität darauf beharrt, jedes Fach und in jedem Fach alle Sparten zu unterrichten: In Zürich lehrt man Sinologie, in Basel mehr Aegyptologie, und niemand beharrt auf beidem. Nur wer die Verhältnisse nicht kennt, behauptet, es sei endlich nötig, mit Koordination zu beginnen. Es wurde begonnen. Allerdings muss noch vieles ausgebaut werden, auch innerhalb der Universitäten, das die Finanzkräfte der Kantone, auch Zürichs, übersteigt. Irgendwie muss den Universitätskantonen geholfen werden. Die erste angebotene Möglichkeit zur Unterstützung, Bundeshilfe, muss nicht unbedingt die beste sein. Diese Möglichkeit zu prüfen war die Aufgabe des Berichtes Labhardt: er hat sie für gut befunden. Andere, vielleicht bessere Möglichkeiten zu suchen war nicht seine Pflicht. Unterdessen aber wurden weitere Ideen vorgebracht: Prof. Max Imboden, Alt-Rektor der Universität Basel, hat die Schaffung eines Konkordates unter den Universitätskantonen vorgeschlagen, dem auch der Bund, zugleich als Vertreter der Nicht-Universitätskantone, beitreten könnte: es wäre ernsthaft zu prüfen. Diesem Plan schliesst sich unser Rektor, Prof. E. Schweizer an: er sieht darin eine Lösung, die die Souveränität der kantonalen Universitäten erhalten könnte, ohne doch einer gesamtschweizerischen Planung im Wege zu stehen (zs 43, 2).

Bei der im Bericht Labhardt erwarteten raschen Zunahme der Dozenten und Mitarbeiter auf 9600 im Jahre 1975, der Verdoppelung der Studierenden und Bauten von mehr als 10 Mio. Kubikmetern ist es fraglich, ob der Bund zielgerichtet über Hochschulprobleme urteilen kann, zumal dies ein Fragenkomplex ist, in den er sich erst nach einarbeiten müsste. Nach Ansicht der Kommission sind die Beiträge für Bauten und Einrichtungen von Fall zu Fall zu gewähren, für jedes einzelne Projekt, nicht für die Gesamtheit der Bauausgaben eines Hochschulkantons während eines bestimmten Zeitabschnittes, allerdings generell in einem Prozentsatz der Ausgaben des zu subventionierenden Projektes. Es ist nicht zu erwarten, dass der Kanton einen solchen Eingriff in seinen bis jetzt unangestasteten Machbereich schätzen wird. Beim Vollausbau der Subvention im Jahre 1975 wird der Bund die Hälfte aller Hochschulausgaben bezahlen, so dass seine Einflussnahme ganz beträchtlich sein kann.

Die jetzt vorgesehene Uebergangslösung sieht noch etwas anders aus: Der Bund hat noch keine direkten Machtmittel, doch hat sich ein für die reichen Universitäten nachteiliger Faktor eingeschlichen: Die höhere Subventionierung von Lausanne, Neuenburg und Freiburg. Obgleich der Bericht Labhardt eine Abstufung der Subventionsansätze nach dem Zweck eines Baus, zum Beispiel danach, ob er direkt dem Unterricht oder der Forschung oder andern Hochschulzwecken wie Verwaltungsbau, Bau eines Studentenheimes usw. dient, und obgleich er den Nachholbedarf einer Hochschule für Bauten nicht berücksichtigt sehen will, wurden diese drei genannten Hochschulen privilegiert, und es ist nicht zu erwarten, dass sie auf ihre einmal erhaltenen Vergünstigungen gern verzichten werden. Eine Konkordatslösung könnte in solchen Fällen differenzieren, man gestände sich Ausnahmen zu, viel feiner, als dies der Bund vermag. Zürich gewinnt also wenig an Subventionen. Aus Gründen der Solidarität, im Sinne des Ganzen, im Hinblick auf die Schweiz als Bildungsmacht, ohne dass daraus Zentralismus erwachsen müsste, ist die Unterstützung von Nutzen. Der Bund ist bereit, den erhöhten Forderungen der Hochschule entgegenzukommen, vergesse man doch nicht die in der Wintersession bewilligten 444 Mio., die den Ausbau des ETH-Zentrums und der Ausstationierung (mit einer Wohnsiedlung von 800 bis 1000 Betten!) ermöglichen.

Mit diesen 444 Mio. zusammen ergeben sich Bundeshilfen weit höher, als sie der Bericht Labhardt vorgesehen hat. Wie sich das Ganze bewährt, ist bis 1968 zu verfolgen. Da wird man Erfahrungen sammeln können und an bereits gemachten Vorschlägen arbeiten können.

-mm-

DC der Krankenkasse und des VSETH

Rund 80 Delegierte und ein Dutzend Gäste waren am 15. Dezember 1965 im Auditorium Maximum versammelt, als der neue Rektor, Herr Prof. Dr. Leibundgut, die Sitzung der Krankenkasse eröffnete. Darunter fanden sich etwa 75 Studenten, die sich zum ersten Mal bemühten, die berühmten vorzüglichen parlamentarischen Debatten des VSETH durch ihre Beredsamkeit zu bereichern. Nur noch acht Delegierte sind unentschuldig nicht erschienen. Pfiu über sie!

Kurz: der Blick in die Zukunft ist vielversprechend... Was stand zur Debatte?

Die Krankenkassensitzung hatte, nebst den statutarischen Geschäften wie Abnahme der Jahresrechnung und Bestätigungswahlen, als wichtigstes Traktandum die neuen Statuten zum Thema. Sie bringen ausser den durch das Bundesgesetz vorgeschriebenen Erneuerungen vor allem eine wesentliche Verbesserung der Leistungen bei einer minimalen Erhöhung der Mitgliederbeiträge. Nach der Genehmigung der Statuten durch das Bundesamt für Sozialversicherungen in Bern wird ein Merkblatt ausgearbeitet werden, das über die wichtigsten Bestimmungen und Leistungen Auskunft geben wird. Ohne grosse Diskussion – mit lediglich zwei kleinen Abänderungsanträgen – ist der DC den Vorschlägen des Krankenkassenverbandes gefolgt, womit wir nun eine Krankenkasse besitzen, die – dank dem Entgegenkommen des Schweiz. Schulrates, der via Rektorat einen schönen Teil der Administration übernimmt – in der Schweiz wohl ihresgleichen suchen dürfte. Die günstigste Krankenkasse weit und breit!

Neu in den Vorstand gewählt wurde Urs Reinhard, Pharmazeut, anstelle des zurückgetretenen Adrian Weiss.

Nach einem wohlgelungenen Intermezzo der KOSTA-Nigginäggi, die die Prominenz mit sinnigen (aber boshaften), die Delegierten mit saftigen (aber kernreichen) Geschenken überraschten, wurde der VSETH-Delegierten-Convent in Angriff genommen, der dank der speditiven Leitung des Tagespräsidenten, Hanspeter Althaus (IX), und sei-

nes Stellvertreters, Fredy Ruh (II), in einer einzigen Sitzung erledigt werden konnte.

Nach der Genehmigung von Protokoll und Jahresberichten, die lückenlos gedruckt vorlagen, hatten die Revisoren wieder einige Rechnungen zu bemängeln. Doch konnte allen Quästoren Décharge erteilt werden, nachdem ein Verbesserungs- und Wiedergutmachungsantrag der Revisoren durch den DC genehmigt worden waren. Bemerkenswert: das budgetierte Defizit des VSETH von 11 260 Fr. führte in der Rechnung zu einem Nega-



Toni Walch und der wohlverdiente Gartenzweig für seine dumm-humoristischen Aussprüche. (Es waren zwar die allerdümmsten nicht!)

- Die Volkshochschule braucht wie jeder andere Wirtschaftszweig...
- Der Getränkefonds der Filmstelle ist ihr existenzielles Eigentum und darf deshalb nicht angetastet werden...
- Dies mein Votum ist absolut sinnvoll...

tiv-Saldo von nur 519.79 Fr. Das Budget des VSETH sieht für das neue Rechnungsjahr gar einen Ueberschuss von 3930 Fr. vor, die zur Eröffnung eines Reservefonds verwendet werden. Dies obwohl einige Tausender-Posten (WOKO, Umzug des VSETH an die Leonhardstr. 19 [SSR], Ausschussmotion, Polenaustauschdefizit) neu im Budget auftauchen. Hoffen wir, dass die gute finanzielle Lage zu einer ebenso erfreulichen Tätigkeit verleite!

Der Vorstand legte dem DC mehrere Anträge vor, darunter einen Entwurf zu einer neuen Gestaltung der »Auslandstelle der Studentenschaft« (AdSZ) und einen Abänderungsantrag zur Entschädigungsmotion. (Funktionäre haben zuviel gepasst, behauptet der Vorstand; er selbst natürlich ausgenommen... In Zukunft gibt's nur noch 20 Fr. für das Semesteressen!) Beides ist vom DC angenommen worden.

Weniger Glück hatten zwei Motionen über eine Aenderung des Geschäftsreglementes und über ein neues Filmstellfinanzreglement. Beide sind nach kurzer Diskussion bachab geschickt worden.

Am meisten Zeit verlangte die Diskussion der Thesen über das Studium am Poly und die Freifachabteilung, die im letzten Zürcher Studenten und in einem Pamphlet verkündet worden sind. Der Vorstand hat sich dabei aufs hohe Ross gesetzt und das komplexe Problem der Hochschulreform angeschnitten. Da er zu seinem eigenen Erstaunen ein für Poly-Verhältnisse lautstarkes Echo gefunden hat, wollte er sich überzeugen, dass das Stundenparlament weiterhin hinter ihm steht. Dass es dabei nicht ohne hitzige und ausführliche Debatte ging, leuchtet ein. Doch der Vorstand hat die Feuerprobe bestanden und ist nicht zum Rücktritt gezwungen worden: mit zwei kleinen Aenderungen bei den Vorschlägen für die Freifachabteilung hat der DC seinen Konsens erklärt. Aus der Diskussion ging hervor, dass beinahe alle Studenten das Thema für dringlich halten: am Poly ist offensichtlich einiges wurststichig!

Der Gartenzweig, unser Wanderpreis für das dümmste Votum, ist Toni Walch, dem Präsidenten der Filmstelle, zugesprochen worden. Die KOSTA hat eine ganze Reihe von seinen goldenen Worten zur Begründung ausführen können. Bemerkenswert ist auch, dass der prominenteste Gast, Conrad Lerch, VSS, haarscharf an einem Sieg vorbeigegangen ist...

Sergio Pellegrini

Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
- Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektoren auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturbzüge

ersparen Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und machen uns zu einer der preiswertesten Spezialdruckereien von ganz Westeuropa

VERLAG P. G. KELLER WINTERTHUR
Büro nur in Zürich-Witikon:

Im Brächli 15-17
Tel. (051) 53 10 30-32

Fakultative Klausuren bei den Juristen

Der Fakultätsausschuss hat in seiner Sitzung vom 25. Oktober 1965 beschlossen, den Herren Professoren die Durchführung fakultativer Klausuren in den juristischen Grundfächern vorzuschlagen.

Nachträglich übten aber einige Studenten herbe Kritik an diesem Beschluss. Der FA möchte nun aber nichts unternehmen, ohne vorher genau zu wissen, ob die Mehrheit der Kommilitoninnen und Kommilitonen diese Neuerung auch tatsächlich wünscht. Die Fakultätsversammlung vom Februar 1966 soll dies erweisen. Wir bitten schon jetzt alle Befürworter und Gegner, dann zu erscheinen, damit die Abstimmung über das Projekt ein klares Bild ergibt.

Die von der schweizerischen Jusstudentenvereinigung unternommene Initiative auf Einführung einer juristischen Vorprüfung auf gesamtschweizerischer Ebene ist gescheitert. Die akademische Freiheit wäre bedroht worden. Auch schien die dadurch notwendig gewordene Aufspaltung des Jusstudiums unzweckmässig.

Jedoch befriedigen die jetzigen Zustände nicht. Erst nach minimal sechs Semestern, also drei Jahren, kann in Zürich die Lizenzprüfung abgelegt werden. Vor dieser Frist hat der Student bis jetzt nur eine Möglichkeit, sein juristisches Wissen und seine juristische Begabung zu testen, nämlich die Mitarbeit in den Seminararbeiten und Übungen. Darin werden aber grundsätzlich spezielle juristische Probleme und Fragen behandelt. Eine gute

Kenntnis der entsprechenden Grundvorlesung wird bei den Seminarbesuchern vorausgesetzt.

Dem Fakultätsausschuss scheinen nun ideale Ergänzungen der Seminararbeiten und Übungen vorgängige Klausuren in den Grundvorlesungen zu sein. Deshalb schlägt der Fakultätsausschuss vor, in den Grundfächern vom ersten Semester an fakultative Klausuren durchzuführen.

I. Form, Inhalt und Bewertung

Die Klausuren sollten nicht länger als zwei Stunden dauern, die zu stellenden Fragen grundlegender Natur sein und nur zum kleinen Teil, um auch dem Testcharakter der Klausur gerecht zu werden, speziellere Themen beschlagen. Bewertet werden sollten die Klausuren nach den üblichen Massstäben; aber sie sollten nicht zu Stempeln im Sinne der Promotionsordnung berechnen, damit ihre Ziele, Vermittlung von Grundlagewissen, ihr Testcharakter und die verhältnismässig bescheidenen Ansprüche, die sie stellen, unterstrichen werden. Materialobjekt sollte lediglich die betreffende Grundvorlesung des prüfenden Professors sein und nicht etwa noch Nebeliteratur.

II. Die Fächer

Für geeignet halten wir fakultative Klausuren über die grundlegenden Vorlesungen, z. B. römi-

sches Recht, deutsche Rechtsgeschichte, OR allgemeiner Teil, Einleitungsartikel, Allgemeines Staatsrecht, Allgemeines Verwaltungsrecht, Völkerrecht, Strafrecht allgemeiner Teil u. a.

Wir empfehlen die versuchsweise Einführung dieser fakultativen Klausuren.

Im Namen des Fakultätsausschusses der Rechts- u. Staatswissenschaftlichen Fakultät
Harro v. Senger
FA-Präsident, Schulhausstr. 4, 8002 Zürich

Lesesaal der Uni

Am Pulsschlag der Welt

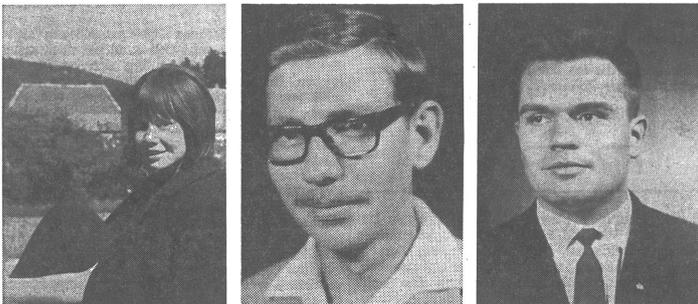
Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, es ist Zeit, euch wieder einmal über den Lesesaal der Universität Zürich zu berichten. Ihr wisst ja sicher schon alle, dass er euch jederzeit (von 7.00 Uhr bis 19.00 Uhr Montag bis Freitag, von 7.00 Uhr bis 11.00 Uhr samstags) in der Künstlergasse 15, Türe gegenüber der Zentralstelle, offensteht. The New York Herald Tribune, Tages-Anzeiger, NZZ, Spiegel, Paris Match, Tat, Neues Deutschland, Corriere della Sera, Peking-Rundschau, Rheinischer Merkur, Nebelspalter – um nur einige der annähernd 200 Tageszeitungen und Zeitschriften aus der Schweiz und dem Ausland zu nennen – warten täglich darauf, euren Informationsdurst zu stillen, euren Bildungspegel stets auf dem aktuellsten Stand zu halten.

- Bedenkt aber bitte, dass
- der Lesesaal nicht dazu da ist, dass man laut miteinander plaudert, sich die neuesten Witze erzählt, oder gar lange Gespräche führt;
 - der Lesesaal auch nicht dazu dienen soll, Hausaufgaben zu erledigen, geschwänzte Vorlesungen abzuschreiben usw. Der an sich schon karge Platz soll wirklich nur für die Leseratten reserviert sein;
 - ihr aufs Mal nur eine Zeitung oder Zeitschrift in Beschlag nehmt;
 - ihr die gelesene Zeitung jeweils in ihr eigenes beschriftetes Fach ordentlich zurücklegt;
 - ihr nicht der Versuchung unterliegt, ein besonders interessantes Exemplar – wenn auch natürlich nur aus akademischer Zerstreuung oder Verspieltheit – mit nach Hause wandern zu lassen. Denn erstens haben auch die anderen ein Anrecht auf die spannende Lektüre, und zweitens besteht ja die Möglichkeit, auf höchst legale und zudem äusserst billige Weise in den Besitz des begehrten Blattes zu gelangen, nämlich über den Weg von Unterabonnementen.

Diese bewährte Erfindung gestattet euch, jede im Lesesaal ausgelegte Schrift zu etwa einem Drittel ihres ursprünglichen Preises zu erwerben und zwar einzeln oder auch auf kürzere oder längere Zeit. Z. B. kostet die (noch freie) Peking-Rundschau nur etwa 6 Fr. pro Jahr. Für Unterabonnemente bieten sich u. a. auch der Tages-Anzeiger, Newsweek, Diskussion, Vorwärts, Christian Science Monitor, Le Monde, Bauen und Wohnen, Reformatio, Scala usw. Auskunft erteilen gerne die Mitglieder der Lesesaalkommission oder aber, was am besten ist, die Sekretärin der Studentenschaft (Dr.-Faust-Gasse 9, täglich zwischen 9.00 Uhr und 12.30 Uhr). Sie nimmt auch die Anmeldungen für Unterabonnemente entgegen.

Im Namen der Lesesaalkommission
Harro v. Senger, stud. iur.

Neue Gesichter im VSETH-Vorstand

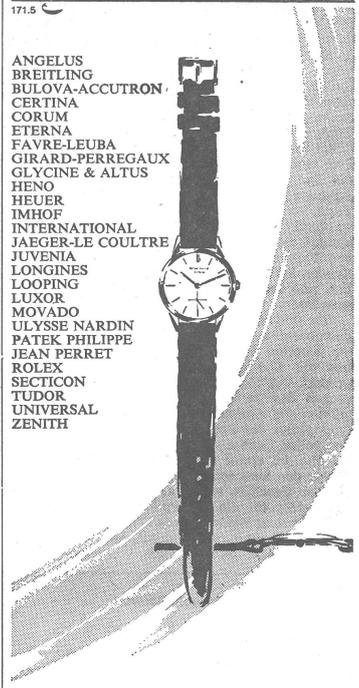


Beatrice Schilling ist die neue Vizepräsidentin für Kultur und Information. Ihre hervorstechendsten Merkmale: tiefste humanistische Bildung und eine Menge Charme, welcher hartnäckigste Verhandlungspartner einfach umlegt (selbst erfahren!). Als erste Schweizerin wählte sie das Studium der Forstwirtschaft, war vor zwei Jahren Schweizermeisterin im Orientierungslauf und lebt es, in langen Hosen und mit ungekämmtem Haar ihrer Beschäftigung nachzugehen. Wer es glaubt: In der Matura sei sie beinahe durchgefallen, weil sie nicht wusste, was Emanzipation bedeute. Ihr erster Erfolg im VSETH: schlagartig schuf sie das langerwünschte, notwendige zweite Zentrum.

Oskar Hugentobler ist eigentlich schon nicht mehr ganz neu im VSETH-Vorstand. Er wurde schon letzten Sommer in das hohe Gremium gewählt und wirkt seither höchst aktiv als Vizepräsident für Soziales. Nach seiner Lehre als Gärtner gelangte er über den zweiten Bildungsweg ans Poly und studiert nun Forstwirtschaft im fünften Semester. Neben seinem wilden Schnurrbart verfügt er über einen höchst angenehmen Humor und eine sehr wohlklingende Gitarre.

Hans-Peter Nadig, neuer Chef für Internationales, soll schon in seiner ersten Amtswoche den geplanten Austausch mit Brno in der Tschechoslowakei gekonnt eingeleitet haben (vgl. Polenaustausch). So nebenbei habe er zudem den neuen Vertrag der AdSZ ausgearbeitet. Zur Zeit allerdings hat er die neue Würde mitsamt den Vorlesungsheften für Metallurgie in den Kasten geworfen und erprobt sein Organisations-talent als Leutnant der Infanterie.

Allen zusammen wünschen wir viel Freude und Erfolg in ihrem Amte und trotzdem etwas Zeit für das Studium.



Eine Uhr für Ihren Geschmack — eine Uhr für Ihre Ansprüche — eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht — die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.

Chronometrie BEYER
seit 1760 zeitbestimmend
Bahnhofstrasse 31, Zürich, Telefon (051) 25 88 60



Uniball 66: Nicht ohne Dich

In medias res

heisst das Motto des diesjährigen Uniballs, der am Samstag, den 5. Februar 1966, in den Räumlichkeiten der Universität stattfinden wird. Für viele ist er bereits der Inbegriff einer rauschenden Ballnacht geworden. – Und dem ist auch gut so! Denn zu diesem Anlass erscheint die alma mater in ihrem »Festtagskleide«; ihre Räume sind schmuckvoll dekoriert, durch ihre sonst so ernsten Wandelhallen tönt leichte Musik, der Lichthof, von indirektem Licht durchflutet, zeigt sich in seiner majestätischen Würde. – Das ist die Nacht der Universität und die ihrer Studenten! – Und hier willst Du nicht mit dabei sein?

12 Musikensembles

werden um die Gunst der Ballgäste werben. Allen voran die grossen Orchester von Pepe Lienhard und Henri Chalk. Daneben werden Dich die »Hot Potatoes« von neuem mit ihrem Alt-Jazz zu begeistern wissen. Nicht vergessen werden darf der Pianist »Little Fritz« und der bereits unerlässlich gewordene Franz Sepp Inauen mit seinen volkstümlichen Weisen. Aber auch die Liebhaber einer ganz bestimmten, neueren Musikgattung werden nicht zu kurz kommen mit der Beat-Band »16 Strings«. Als weitere Attraktionen sind Cabaretsvorstellungen von Zarli Carigiet und Ines Torelli mit Jörg Schneider vorgesehen.

Uniball, aber nur mit Deiner Hilfe!

Um diesem baldigen Feste die zustehende Note zu verleihen, wurde die Festkommission zu einer Uniballkommission erweitert. Dazu kommen noch die zwei Dutzend Saalchefs, so dass es von Chefs und Chefchen nur so wimmelt. Aber jeder von diesen ist angewiesen auf Helfer, Mitarbeiter, die dekorieren, zimmern, nageln, montieren, malen oder installieren. Und da der Ball ein Studentenanlass ist, soll er auch von Studenten geschaffen werden! – Das Poly benötigte dazu 800 Helfer; die Uni wird auch manches Hundert brauchen können! – Natürlich auch Dich!

Uniball gratis

nämlich als:
 Dekorateur 18 Std. = 1 Freipaarkarte
 Installateur 18 Std. = 1 Freipaarkarte
 Schwerarbeiter 15 Std. = 1 Freipaarkarte
 Losverkäufer (paarweise) ca. 3 Std.
 = 1 Freipaarkarte

Abbruchspezialist am 6. Febr. Stundenlohn Fr. 3.50

Anmeldung:
 entweder persönlich im Personalbüro Uniball, Doktor-Faust-Gasse 9
 oder telefonisch: Tel. 32 49 00, bzw. 34 36 82
 oder schriftlich mit der diesbezüglichen Karte, die bei den Uneingängen aufliegt.

Festkommission der Studentenschaft
 der Universität Zürich

Das Podium des Outsiders oder: Hier darf Prof. Beck reden

Unter diesem Titel führen wir in unserer Zeitung eine neue Kolumne ein, die Professor Beck, dem Historiker und angriffigen, parteilosen Mitglied des Schweizer Parlaments, reserviert sein soll. Veraltetes und überflüssig Gewordenes anzugreifen, die Dinge beim Namen zu nennen, »Neue Grenzen« werden hier Ziel sein. Wir hoffen, es gelinge, und danken Herrn Professor Beck für seine Mitarbeit, dem Gespräch mit dem »Zürcher Studenten«.

Die Redaktion

Mirage: Hoffnung oder Enttäuschung

Mirage heisst bekanntlich Luftspiegelung, in übertragenem Sinne auch Täuschung. Nomen est omen, möchte man beinahe sagen. Gleichwohl dürfte man an die Mirage-Affäre gewisse Hoffnungen knüpfen. Man erwartete eine grundsätzliche Besinnung auf die Möglichkeiten der militärischen Verteidigung eines Kleinstaates angesichts der gewaltigen Mittel, die eine echte Wehrbereitschaft heute erfordert. Man erwartete, nachdem der Generalstabschef freiwillig seinen Rücktritt genommen hatte, Herr Oberstdivisionär Primault aber auf recht schneidende Art entlassen worden war, ein Revirement auch an oberster Stelle. Aus allen grossen Erwartungen wurde aber nichts.

Das Interesse einer Partei erforderte es, dass Herr Bundesrat Chaudet an der Spitze des Departementes blieb. Dieses Verhalten versucht man heute mit Pflichterfüllung zu verbrämen. Solches dürfte bei einem Manne gerechtfertigt sein, dessen persönliches Prestige keine Einbussen erlitten hat. Herr Bundesrat Chaudet aber verfügt heute einfach nicht mehr über die nötige Autorität, um seine begrifflicherweises empörten Generäle zu meistern, diese zu ersperrlicher Zusammenarbeit in der Landesverteidigungskommission zu bringen. Denn das Motiv der Treue spielt im Denken des Offiziers eine entscheidende Rolle, muss dies tun. Und Treue wäre es gewesen, wenn Herr Chaudet sich hinter seine Offiziere gestellt hätte, mit denen er mitverantwortlich und unter Umständen auch miterschuldig war, selbst auf die Gefahr hin, damit seinen Bundesratsposten zu verlieren. Er wäre dann eben mit Herrn Annasohn und mit Herrn Primault zusammen gegangen, oder er hätte sich vor dem Parlament durchgesetzt. Dies ist alles bei uns aber nicht möglich, nicht weil etwa die Öffentlichkeit für grossmütige Handlungen unempfindlich wäre – ganz im Gegenteil –, sondern weil diesmal eine Partei, respektive eine Fraktion, mit dem Rücktritt eines ihrer Bundesräte unter derart prekären Umständen eine Machteinbusse befürchtete. Man war daher nicht erstauert, als die NZZ kürzlich Herrn Primault mit den Adjektiven farsch und falsch apostrophierte, jetzt, da er sich wegen der Art seiner Entlassung zur Wehr setzt und Rehabilitierung sowie Schadenersatz fordert, nachdem die Kommission Abrecht die Schuldfrage zu seinen Gunsten abgeklärt hat.

Mit dem »Fall Primault« weitet sich nämlich die Angelegenheit Mirage zu jener ungleich schwerer wägen Problematik, deren historisches Symbol – allerdings in viel grösseren Dimensionen – die Affäre Dreyfus ist. Die elementaren Rechte der Persönlichkeit, auch Treu und Glauben, sollen allem Anschein nach der Staatsraison geopfert werden. Das ist die Enttäuschung der Mirage-Affäre. Wie aber liegen die Dinge? Primault hat eine Untersuchung gegen sich selbst verlangt. Angesehene Richterpersönlichkeiten, die schon oft in heiklen Fällen bewährte Urteile abgaben, stellen nun fest (S. 83 des Berichtes Abrecht), es sei das Dienstverhältnis mit Oberstdivisionär E. Primault ohne ein Verschulden desselben im Sinne von Artikel 22 der Versicherungskassenstatuten aufgelöst worden. Nun wird dagegen eingewendet, zwischen Verschulden und Verantwortung sei eben ein Unterschied zu machen. Es genüge, wenn Primault an der Verantwortung mitgetragen habe, um ihn eben in die Irrtümer zu verstricken, die den Rücktritt des Generalstabschefs zur Folge hatten und demnach auch ihn dazu hätten führen müssen. Ist die logische Konsequenz solchen Denkens jedoch nicht die, dass dann ein Rücktritt von Bundesrat Chaudet noch in weit höherem Grade notwendig gewesen wäre?

Tatsächlich aber liegen, nach dem deutlichen Wortlaut des Berichtes Abrecht, die Verantwortlichkeiten in geringerem Grade bei Herrn Primault, der schliesslich über die Klänge springen musste. Hören wir den Wortlaut des Berichtes zum Vorwurf, es habe Primault das ihm übertragene Pflichtenheft für die Elektronik der Mirage-Flugzeuge nicht aufgestellt, damit aber einen ihm erteilten Befehl auszuführen unterlassen. Dazu steht S. 66 des Berichtes Abrecht zu lesen: Die Nichtaufstellung des von ihm (Primault) verlangten Pflichtenheftes bedeutet einen formellen Verstoß gegen einen ihm erteilten Dienstbefehl, von dem er formell nie entbunden wurde. Wenn er sich aber nach der gegebenen Sachlage subjektiv davon als entbunden betrachtete, so deckt sich diese Auffassung mit derjenigen des Generalstabschefs, der erklärte, dass, wenn er die Durchführung seiner Weisung nicht verweigert habe, das nur deshalb gewesen sein könne, weil er sie nicht mehr als not-

wendig erachtet habe. Es sei daher der Vorwurf unbegründet, der Waffenchef der Flieger und Flab habe das Pflichtenheft für die Elektronik zu spät erlassen, und dieses sei nur eine Formalität gewesen.

Man kann nur bedauern, dass an dieser Feststellung in der um Herrn Primault sich bildenden Pressepolemik dialektisch gebastelt wird, um sie zu entkräften. Es ist doch ganz offensichtlich, dass die Herren Annasohn und Primault auf Treu und Glauben, ohne sich dies gegenseitig schriftlich zu bezeugen, von einer Massnahme Abstand nahmen – eben dem Pflichtenheft –, die ihnen in einem bestimmten Moment nicht mehr notwendig zu sein schien. Ob dies richtig war, ist eine andere Frage. Jedenfalls hätte man darob beide mit der gleichen Elle messen sollen.

Vollends perfid ist es hingegen, wenn man Herrn Primaults Eintreten für die Mirage diesem jetzt insofern als Inkonsequenz ankreidet, als damit sein forsches Auftreten erst recht jede Berechtigung verliere. Der Waffenchef Flieger und Flab äusserte nämlich schon im November 1959 Bedenken darüber, ob die Beschaffung der Mirage zu den vorgesehenen Kosten möglich sei. So steht wenigstens im Daenzer-Bericht auf S. 16 zu lesen. Nun gab die Brauchbarkeit der Mirage an sich keinen Anlass zum Skandal, wohl aber deren Preis. Lobte Herr Primault daher die Qualitäten des Flugzeugs, so brauchte er mit dessen Preis nicht einverstanden zu sein.

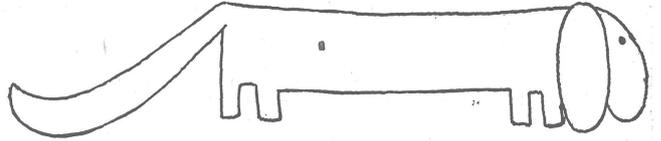
Primault war in Offizierskreisen eher als wendiger Mann bekannt. Er hat deshalb seine Bedenken nicht laut genug geäussert. Aber geäussert hat er sie doch, allerdings nur auf dem Dienstweg. Und darauf kommt es an, wenn man seine Verantwortung beurteilen will. Im übrigen: Was wäre geschehen, wenn Herr Primault Anno 1959 den Dienstweg verlassen und seine Bedenken öffentlich kundgetan hätte? Es wäre ihm solches schwer angedreht worden, seine weitere militärische Karriere damit wahrscheinlich auf dem Spiel gestanden. Und sicher war Herr Primault, wie andere Offiziere auch, auf ein weiteres Sternchen erpicht. Ja über der schweizerischen Politik waltet bisweilen bloss die launische Fortuna.

Und zum Schluss noch ein Wort über das Missbehagen unter den Mitgliedern der parlamentarischen Untersuchungskommission, vor allem bei Herrn Furgler. Es ist menschlich durchaus begreiflich, nur sollte es keine zu üppigen Blüten treiben. Bedenklich scheint mir das hier und dort bemerkbare Bestreben, die Aufgabe der Untersuchungskommission Abrecht insofern zu bagatellisieren, als man erklärt, diese habe nur einen beschränkten Auftrag vom Bundesrat erhalten. Es war immerhin ein Verfahren der Rechtsprechung, ausgebildet von qualifizierten Richtern, deren Aufgabe es ist, die Justitia zu dienen, die bekanntlich blind ist. Eine parlamentarische Kommission ist aber, selbst wenn ein namhafter Jurist an ihrer Spitze steht, schliesslich eine politische Instanz, die nicht von politischen Leidenschaften frei ist, ja ihrem Wesen nach nicht frei davon sein kann. Ansonst wäre die dritte Gewalt gar nicht nötig. Wir meinen, dass auch die parlamentarische Untersuchungskommission

den Bericht Abrecht zu akzeptieren hat, damit es nicht den Anschein erweckt, als fielen wir zurück in die Zeit der politischen Strafgerichte. Nach Bekanntwerden des Berichtes Abrecht hat ein Parlamentarier laut und deutlich ein Treuegelöbnis zur Kommission Furgler vor dem Plenum abgegeben. Dies hat nur dann Berechtigung, wenn alles bei der strikten Gewaltentrennung bleibt. Gewiss wäre der Staat froh, wenn Herr Primault jetzt Ruhe gäbe, sich mit der ihm nun zugestanden vollen Pensionierung zufriedener erklärte. Auf der andern Seite aber beruht das Wesen des freien Staates darauf, dass die Rechte des einzelnen Bürgers eifersüchtig behütet werden. Da gibt es keine Ausnahmen. Herrn Primault einer überspannten Staats- und Parteiraion wegen mit for-

eine Klarstellung nur weiter verzögert würde. So konnten sich auch die Kommissionen, die Kontrollorgane des Parlamentes, nicht zu einer eindeutigen Stellungnahme durchringen, sondern verharren in einer Haltung, die sich als Duldung des Vorgehens mit Vorbehalten unschreiben lässt.

Wie oft aber duldet man etwas im Parlament mit Vorbehalten, weil niemand sich gegenseitig weh tun will in einem Staate, in dem alle Parteien in der Exekutive sitzen, um – wie man so schön salbungsvoll sagt – gemeinsam sich in die Verantwortung zu teilen – jedoch gar nicht in die Macht! Wie heilsam wäre hier eine rückstichlose Opposition gewesen, die es gewagt hätte, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen. Doch dies steht auf einem andern Blatt! Marcel Beck



Quo vadis, Helvetia?

Whin wirst du manövrieren?

Im »Echo« von Nr. 6 äusserte sich Otto Scheitlin in bemerkenswerter Weise auf den Artikel »Rettet die Schweiz vor dem Ersticken« in Nr. 5. Trotzdem einige kritische Bemerkungen dazu:

Otto Scheitlin: »Sofern der Aufruf, gesamt-schweizerische Probleme sollten als solche angepackt werden, eine Kampfansage an den Föderalismus bedeutet, geht er in doppeltem Sinne fehl, denn es ist gesünder, regional als zentral zu gestalten, und als zweites versträkt jede Zentralisierung die Bürokratie.« Dass es gesünder sei, regional als zentral zu gestalten, ist ein blosses Postulat, zu dessen Beweis keinesfalls die gegenwärtige Situation der dringenden gesamtschweizerischen Probleme – d. h. Gewässerschutz, Luftverpestung, Hochschulen etc. – herangezogen werden kann. Die Verstärkung der Bürokratie könnte in einem ganz erträglichen Rahmen gehalten werden, dadurch nämlich, dass die gegenwärtige durch eine zentrale, für gesamtschweizerische, vollständige Bürokratie ersetzt würde und man nicht einfach eine zusätzliche, zweite »Mühle« aufstellen würde.

Otto Scheitlin: »Die Lösung der grossen Fragen unserer Zeit bedarf nicht zuerst der Institution, sondern der gesunden Gesinnung der Bürger.« Wer diese Forderung stellt, begibt sich in einen Circulus vitiosus, denn er verlangt von den Bürgern eine gesunde Gesinnung als Voraussetzung zur Lösung von Problemen – wie z. B. die Erneuerung der Bundesverfassung. Die gesunde Gesinnung basiert aber massgeblich auf dem Interesse für eine Institution, wobei gerade die Fähigkeit, dieses Interesse zu wecken, der Institution in der heutigen Form abgeht, wie die Tatsachen zeigen. Die gesunde Gesinnung, die Otto Scheitlin voraussetzt, kann sich also nicht ergeben. Hier spielt nun ein weiteres Moment eine entscheidende Rolle: Die »Volksgesinnung«, weitgehend identisch mit der sog. öffentlichen Meinung ist kein präziser Begriff. Dazu: Siegfried Frey (»Die öffentliche Meinung«, Jahrbuch NHG 1955): »Die Lehre vom Vorhandensein und der Wirksamkeit der öffentlichen Meinung in jedem Staate, vorab im demokratischen Staate, gehört mit zu den am häufigsten auftretenden unbewiesenen hingenommenen, allgemein geglaubten Behauptungen. Jeder Versuch, »öffentliche Meinung« begrifflich einzufangen... ist in reichlich vagen Formulierungen... steckengeblieben. Mit diesen kaum in den Urnissen abgegrenzten Umschreibungen ist jedenfalls eine exakte Arbeit, die den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben könnte, nicht auszurichten.« Die gesunde Gesinnung, wenn sie sich auch ergeben könnte, wäre also völlig ungeeignet zur Mitilfe an der Lösung der grossen Probleme, da sie ein ebenso vages und »unfassbares« Wesen ist wie die öffentliche Meinung. Die Lösung unserer Probleme verlangt aber klare und scharf umrissene Formen, die ein Ganzes bilden und daher als Ganzes betrachtet werden müssen. Dies kann aber unmöglich das Werk von vielen, sondern nur das von wenigen sein. Dies war auch der Fall bei der Entstehung der Bundesverfassung von 1848, indem eine von der Tagsetzung beauftragte Kommission eine »neue Verfassung« schuf und diese eigentlich erst nachdem sie in der Volksabstimmung angenommen worden war, gewissermassen popularisiert wurde. Die »gesunde Gesinnung« war auch damals nicht vorhanden, ja in der Folge stellten sich aus verschiedensten Kreisen auch Rufe nach Rückwärtsrevision ein.

Etwas wehmütig spielt Otto Scheitlin in seinem Artikel auf die an sich bedauerliche Tatsache der niedrigen Beteiligungen bei Abstimmungen an. Daran sind aber u. a. auch die folgenden Gründe recht ausschlaggebend beteiligt:

1. Es ist eine Tatsache, dass der Mensch in der heutigen Zeit völlig überfordert ist – Sport, Hobby, Vereine, Fernsehen, Radio, Beruf, Familie etc. Diese Überforderung manifestiert sich in unserer direkten Demokratie doppelt: Zum einen die grosse Zahl der Abstimmungen (welche schon durch eine Koordination verringert werden könnte), die eine zusätzliche Belastung darstellen. Zum andern hat der einzelne kaum mehr Zeit, sich über die zur Abstimmung gelangenden Objekte zu orientieren. Es bleibt die Möglichkeit, sich kritisch zu entscheiden, aufgrund von Meinungsbeeinflussung durch Plakate, Demonstrationen oder aufgrund rein emotionaler Momente. Kritiklosigkeit aber ist das System der Demokratie an sich in Frage. Zudem sind die Übergänge von objektiver Orientierung auf Propaganda und von da auf die Demagogie fließend. Nach der Volksabstimmung vom 22. Mai 1949 bemühte man sich, durch eine Umfrage die Gründe für die Verwerfung, besonders des Banknotenartikels, zu erfahren. Mit folgendem Resultat: »Auch hier also mangelhafte Vorarbeit und Aufklärung und ungeschickte Taktik.« (Dr. Gerhart Schürch: »Krise der demokratischen Willensbildung?« Jahrbuch NHG 1950.) Wie schlimm aber steht es mit einer Demokratie, in der nicht die Sache an sich, sondern die Taktik entscheidet. Im gleichen Artikel folgt ein Zitat aus der Umfrage – E. Giroud: »Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass 99% der Wähler nicht wussten, worum es sich handelte. Um sich nicht zu täuschen, haben sie es vorgezogen, nein zu stimmen.« Man kann sich wirklich fragen, ob es in einem solchen Fall überhaupt sinnvoll sei, an die Urne zu gehen.
2. Vielen mag scheinen, Wahlen seien Routineangelegenheiten, zu denen man aufgeben werde, die aber praktisch keinen sichtbaren Einfluss auf den Ablauf der »Dinge« haben.
3. In den meisten Abstimmungen wird die Kompetenz des Einzelnen einfach überschritten. So z. B. bei Lehrwahlen, wo über persönlich und fachlich unbekannt Leute befunden werden soll. Eine Entscheidung, die von wenigen Fachleuten ohne Zweifel besser getroffen werden könnte. Oder bei Sachabstimmungen, wo über objektiv notwendige Kredite, z. B. für Altersheim, Spitalbauten etc., für die gesunder Menschenverstand – und der ist in einer Demokratie ja eine Voraussetzung – nur ein Ja aufrufen kann. Es kann oder darf aber nicht der Sinn einer Demokratie sein, immer nur ja zu sagen, sonst werden bald nur noch Einheitslisten aufgestellt.
4. Etwas bemühend ist zudem noch die Inkonsequenz, dass einerseits über 3 Millionen abgestimmt werden muss, andererseits aber über x Millionen nicht. Die Zahl derer, die sich nicht an die Urnen begeben, ist also nicht unbedingt identisch mit jener der politisch Interessierten.

Voraussetzung für den Verzicht auf viele (besonders Sach-) Abstimmungen ist allerdings, dass qualifizierte Kräfte im Amt sind. Also: »Dem Amte den besten Mann.« Wir brauchen Leute, die etwas können und unternehmen. Otto Scheitlin: »Mindestens die Hälfte aller Regierungsmitglieder tritt ihr Amt mit dem besten Willen an.« Die restliche Zeit, wo sie im Amte sind? Und der Rest – ist Schweigen. Zudem ist bei seinem Antritt

jeder bereits gedämpft durch die Interessen und Tendenzen der Partei, die ihn nach oben brachte. Die Frage, inwiefern die Parteien in ihrer heutigen Hierarchie dauernd als Quelle, Fundament usw. der Demokratie verherrlicht, auch Bremsklötze für das Staatswohl sind, ist in einem bestimmten Rahmen sicher berechtigt. Es gibt sicher qualifizierte Kräfte, die ihr Interesse von keiner der Parteien, wie sie sich heute präsentieren, vertreten sehen. Solche werden sich nicht gegen ihre Überzeugung für ein System engagieren, d. h. sie werden keiner Partei beitreten. Parteilosigkeit ist aber nicht identisch mit politischer Interesslosigkeit oder mit geistigem Unterbelichtetsein. Gerade Parteilose sind oft fähig für ein höheres oder ganz hohes Amt. Es zeigt sich hier nebenbei noch, dass es eine Proporzformel, die noch überlagert ist von einer »Kantonsergei«, schlechthin die Möglichkeit der Besetzung der Ämter nach dem Prinzip »Dem Amte den besten Mann« nicht geben kann, denn nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit ist die entsprechende Verteilung der Fähigkeiten ohne Skrupel zu vernachlässigen. Otto Scheitlin: »Auch wenn wir dem Proporz seine guten Seiten lassen, bleibt sein Uebel, dass er auf die Parteien statt auf den Menschen zugeschnitten ist. Das wächst sich zum Krebsübel aus...« Wenn schon der Vergleich zum Krebs gegen werden soll, muss auch gesagt sein, dass Krebsgeschwüre im Frühstadium sehr oft und erfolgreich operativ entfernt werden können.

Zwei Gedanken von Otto Scheitlin schliesslich verdienen höchste Anerkennung: 1. »Was unserer Staatsführung mangelt, ist eine sachliche, ernst zu nehmende und offene Opposition.« Es ist ein »struggle for life«, der das fruchtbare Element der Politik darstellt. Kühne Taten, und solche fehlen uns, werden nur im »Kampf« gewagt. Sobald aber dieses Element verlorengeht, ist die Gefahr einer Saththeit, die sich ausruhen zu können glaubt, ja mitunter sogar eines politischen Narzissmus erschreckend gross. Fräglich ist natürlich, ob bei unserem Vielparteiensystem mit den zahllosen Splittergruppen eine Opposition überhaupt möglich sei oder ob sie nicht zwangswise in viele Oppositionen zerfallen muss und so ihre fruchtbare Funktion dadurch beeinträchtigt.

2. »... es müsste wieder zugestanden werden, dass auch eine Demokratie nicht ohne echte Führungselite gedeihen kann.« Dies würde aber eine grundlegende Konzeptionsänderung bedeuten, nämlich ein Ablassen vom Denken und Sichrichten nach dem »goldenen« Durchschnitt. Man müsste Fähigkeiten in ihren Fähigkeiten fördern, so dass sie sich – nicht ohne die Verantwortung zu tragen – entfalten konnten. Man dürfte solche nicht zum Vorhererinnen hemmen und bremsen, d. h. man müsste erkennen, dass es auch Leute geben kann, die mehr können als der Durchschnitt und deshalb auch weiter, mehr und vielleicht sogar anders sehen.

Das allerdings bedeutet viel, nämlich einen Kurswechsel. Ist es zuviel? Es scheint fast, dass, was in der Schweiz etwas ändern würde, Utopie bleiben muss. Alle sind sich einig, dass etwas geschehen muss – alle sind sich aber ebenso einig, dass dabei unter keinen Umständen etwas passieren darf. Anders gesagt: Es fehlt der Mut zu einer Tat, deren Erfolgsgarantie vielleicht etwas geringer als 100% ist. Grosse Taten aber sind verbunden mit einem Risiko, denn sonst wären sie ja jedermanns Sache; es ist aber nicht jedermanns Sache, grosse Taten zu vollbringen. Otmir Jakob

Kryptokommunisten an Zürichs Hochschulen

Zur Abwechslung: eine (unblutige) Säuberung

Carlo von Ah greift in dieser Nummer die »Fortschrittliche Studentenschaft Zürich« an, sie ermahnen, sich als verkappte »Genossenschaft« zu entdecken. Ihre Antwort bleibt nicht aus, die Replik ebenso wenig und die Duplik gewisslich auch nicht. Die »FSZ« wird nicht zum erstenmal antidemokratischer Untreue bezichtigt. Im Sommer 1965 erbitterte sich die »NZZ« in einem Artikel, der im folgenden z. T. zitiert ist, ob ihrer »linksextremen Tätigkeit. Damals bemerkte Marcel Bertschi im »Volkrecht« dazu: »Mit der Gründung der »FSZ« zeigte sich der erste, recht erfolgreiche Ansatz an den Hochschulen, endlich einmal die doch eher unpolitische Geltesthaltung der Studenten unserer Hochschulen stessen auf Konfrontationen mit aktuellen Tagesfragen zu ändern. Und siehe da! Die Veranstaltungen stießen auf erfreuliches, im Falle der Südvietsnam-Diskussion sogar auf grosses Interesse. ... (Mit Bezug auf die recht fragwürdigen, aber raffiniert formulierten Argumente der »NZZ«): So kann der Artikel Erfolg haben. Es sei denn, die Tages- und Wochenzeitungen fänden den Mut, das Vorgehen der »NZZ« zu verurteilen. Und die Studenten wehrten sich dagegen, dass man eine Studentengruppe auf diese Weise erledigen will. Man muss, um hier zu protestieren, kein »Linker« sein, sondern bloss die Erkenntnis haben, dass in einer Demokratie die Bereitschaft zur Diskussion wirklich eine der Hauptstützen ist.« An Dir, dem Zürcher Studenten, ist es, zu entscheiden, ob sich die Verfolgung der »FSZ« lohnt.

Georg Kohler

Larve ab, Genossen!

»Gegen Ende des letzten Sommersemesters fand im Auditorium Maximum der ETH eine propagandistisch gross aufgezogene Veranstaltung über die »Escalation in Vietnam« statt, deren unfürhlicher Verlauf zahlreiche Zeitungskommentare zur Folge hatte, die für uns Studenten wenig schmeichelhaft ausfielen. Es verwunderte aber nicht, dass es zu einem solchen Debakel kommen musste, wenn man die veranstaltende Organisation, die sich FSZ (= Fortschrittliche Studentenschaft der Hochschulen Zürichs) nennt, ein wenig kennt. Ich möchte hier keinen Exkurs über diesen leidigen Abend schreiben, aber festhalten, dass:

- die Veranstalter zum vornherein darauf ausgingen, eine stark antiamerikanische Tendenz hineinzubringen;
- Claqueurs aus den Reihen nichtstudentischer kommunistischer Organisationen bestellt wurden;
- es eine bodenlose Gemeinheit ist, ahnungslose Professoren und ausgewiesene Fachleute (wobei ich nicht alle dort anwesenden Referenten, wie z. B. den PdA-Redaktor, zähle), die ihre kostbare Zeit den Studenten zur Verfügung stellen, für obskure Zwecke zu missbrauchen;
- es eine ebensolche Gemeinheit ist, uns Studenten in Misskredit zu bringen und so zu tun, als ob die Mehrheit der Zürcher Studenten den Ansichten dieser FSZ beipflichten würde.

Ueber die wahre Identität der FSZ vermögen auch Veranstaltungen nicht hinwegzutäuschen, die bedeutend weniger turbulent verlaufen als die erwähnte Vietnam-Diskussion.

Seit ihrer Gründung im Sommer 1963 bestand dieses Grüpplein immer aus Kommunisten und einem Häuflein Nonkonformisten, die von den Marxisten stets »kameradschaftliche« nach Belieben manipuliert wurden. (Zwischenfrage: Bleibt für Nonkonformisten tatsächlich kein anderer Weg, als links einzusparen?) Die Gründung erfolgte praktisch nur auf Initiative von eingetieften »Rothhäuten«. Es ist deshalb auch völlig unangebracht, wenn sich die massgebenden Leute des FSZ in die Pose der Märtyrer versetzen, falls man ihnen nach ihrer Meinung zu viel oder auch zu wenig Beachtung schenkt.

Anlässlich eines Fackelzuges, von dem sich die offiziellen Studentenschaften distanzieren, wurde eine Hetzpropaganda gegen die damaligen Studentenfürher losgelassen. In Flugblättern hat man auch die Redaktoren des »Zürcher Studenten« mit Dreck beworfen. Prompt erfolgte auch die Unterstützung von ihren roten »Ko-Märtyrern« in Genf, die damals an der dortigen Hochschule gerade am Ruder waren. In der Studentenzeitung »Action Étudiant« hiess es in einem Artikel, betitelt »Zürcher Studenten zum Schweigen gezwungen« unter anderem: »Anstatt den höchst positiven Charakter einer solchen Erscheinung (gemeint die Gründung des FSZ) zu würdigen, weisen die offiziellen Führer ohne Rücksicht auf das Interesse daran, die sie vertreten, gesamtlich jeden Vorstoss dieser Art zurück. Nach einem bereits »klassisch« gewordenen Schema wenden sie sich direkt und persönlich an die Urheber solcher Initiativen und verwenden gegen sie die antidemokratischsten Mittel: Verweigerung des Rechtes auf Antwort im »Zürcher Studenten« und im Schosse des DC, Anprangerung vor den Delegierten der Fakultäten. Nachdem die Diskussion eine Standortbestimmung des Studenten im Rahmen des Kollektivs von allgemeinem Interesse ist und direkt die ganze Studentenwelt betrifft, versuchen sie jedesmal, diese Diskussion auf die Ebene schmutziger Politik zu stellen, indem sie die Leute ohne hinzusehen als unschweizerisch, kommunistisch und gegen den Staat eingestellt hinstellen.« Diese Kostprobe soll genügen. Also als Kommunisten wollen sie nicht gelten. Wahrscheinlich schon um die Nonkonformisten nicht kopfscheu zu machen, die man zum Teil mit Vorstandspötschen abspeist, um sich ihnen gegenüber unverdächtig zu machen. Unverdächtig wollen sie auch in den Statuten erscheinen. Als Zweck des Vereins wird in § 2 unter anderem hervorgehoben, dass »wie sich insbesondere gegen jeden irgendwie gearteten Totalitarismus, Kolonialismus und Rassismus wendet, denen sie die Prinzipien der Toleranz, der Achtung fremder Ueberzeugungen und die Bereitschaft zur Diskussion gegenüberstellt.« Formulierungen dieser Art kann man auch in den Statuten anderer Organisationen, die im Spektrum rosa bis purpur zu finden sind, antreffen, die es aber durchwegs vorziehen, einen unverdächtigen Namen als Tarnkappe überzuziehen. Nicht dass ich etwas dagegen einzuwenden habe, dass man sich gegen Totalitarismus, Kolonialismus und Rassismus wendet. Die Praxis zeigt aber, dass für diese Leute nur die betreffenden -ismen westlicher Prägung existieren und bekämpfenswert sind.

Auch sonst wird offenbar den Statuten schlecht nachgelebt, denn sonst wären einige

Extremisten schon längst nicht mehr im Verein. In § 5 heisst es nämlich: »Auszuschliessen sind insbesondere Mitglieder, welche den Verein zum Werkzeug fremder Organisationen zu machen suchen oder sonstige seine Tätigkeit untergraben.«

Was soll man von dieser FSZ denken, die von Leuten kontrolliert wird,

- a) deren Beziehungen zu leitenden PdA-Funktionären mehr als nur rein informativer Natur sind;
- b) die selber entweder kommunistischen oder pazifistischen Organisationen angehören und sich für c) die sich für das Verteilen von Flugblättern, die für Veranstaltungen der PdA oder ihr affiliierten Organisationen werben, zur Verfügung stellen?

Antwort an einen geistigen Amokläufer

Wir möchten unserer Antwort auf den nebenstehend veröffentlichten Artikel Carlo von Ahs folgende grundsätzliche Bemerkung vorausschicken. So sehr wir eine faire und vorbehaltlose Diskussion mit Andersdenkenden wünschen, bedauern wir es, uns hier auf ein Elaborat einlassen zu müssen, das wir nicht als eine Herausforderung zu einer harten, aber fairen Auseinandersetzung erkennen können, sondern in dem wir vielmehr eine Art geistigen Amoklaufes sehen müssen. Von Ahs »Enthüllung« besteht aus

- Injurien,
- böswilligen Verzerrungen,
- Unterschleibungen,
- hauptsächlich aber aus plumpen Lügen.

Es geht von Ah offensichtlich nicht um eine sachliche Diskussion, sondern um Diffamierung. Dabei spekuliert er auf die Kritikalität seiner Leser, in der Hoffnung, an die Angegriffenen werde immer etwas Dreck hingebenbleiben, sofern die Anschuldigungen scharf genug formuliert seien. Wenn wir im folgenden auf die wesentlichen Vorwürfe von Ahs eingehen, so bedauern wir dabei, uns kurz fassen zu müssen, würde dieser Artikel doch sonst jedes vernünftige Mass sprengen.

Dichtung ohne Wahrheit

Von Ah hängt seinen Artikel an dem von uns im letzten Sommersemester organisierten Diskussionsabend über den Vietnamkrieg im Aud. max. der ETH auf. Dazu ist folgendes zu sagen: Es ist unrichtig, dass wir diesen Abend durch eine stark antiamerikanische Erklärung in einer bestimmten Richtung zu präjudizieren versuchten. Unsere Sprecherin gab allerdings einer gewissen Skepsis gegenüber dem amerikanischen Engagement in Vietnam Ausdruck, einer Skepsis, wie sie heute auch in bürgerlichen Schweizer Zeitungen zu finden ist und wie ihr unserer Ansicht nach z. B. Arnold Künzli in seinem in der »Evangelischen Zeit« erschienenen »Vietnam«-Artikel »Wie es dazu kam« wesentlich präzisierter Ausdruck gegeben hat. Auf den Verlauf des Abends hatten wir als Veranstalter keinerlei Einfluss, lag doch dessen Leitung ganz in den Händen Herrn Professor Lüthy. Auch durch die Zusammensetzung der sicher ausgewogenen Journalistenrunde haben wir uns bemüht, die Voraussetzungen für eine differenzierte Beleuchtung des umstrittenen Diskussionsgegenstandes zu schaffen. Von einem Missbrauch der Referenten für »obskure Zwecke« kann keine Rede sein, waren sie doch alle schriftlich über die Teilnahme der anderen Gesprächsteilnehmer (einschliesslich des kommunistischen) unterrichtet worden. Auch hat uns keiner der Referenten vor oder nach der Veranstaltung sein Missfallen über die Zusammensetzung dieser Runde ausgedrückt. Wenn der Abend kein sehr fruchtbarer Beitrag zur Klärung der umstrittenen Fragen wurde - was wir als Veranstalter doch wohl am meisten bedauern -, so lag das an Umständen, für die die FSZ nur sehr bedingt verantwortlich ist.

Was schliesslich von Ahs Bemerkung über die »bestellten Claqueurs« betrifft, so scheint sie uns deutlich sein unläuterer Vorgehen zu illustrieren. Von Ah schreibt in unpersönlichen Formulierungen von »Claqueurs, die bestellt wurden«, so dem eiligen Leser »von der FSZ bestellte« suggerierend. Der gewöhnlich nicht übermäßig differenzierende Schrottschütze von Ah verwandelt sich also in einen subtilen Stillsäten, wenn es darum geht, eine bewusst haltlose Verdächtigung zu plazieren, sich selbst aber hinter sprachlichen Sicherungen zu schützen.

Von Ahs Schlag gegen die FSZ, welche sich in ammassender Art zum Sprachrohr der »Mehrheit der Zürcher Studenten« gemacht habe, trifft schliesslich vollends ins Leere, war dieser Abend doch ausschliesslich der Diskussion gewidmet. Es wurde weder eine Resolution gefasst noch war ein solcher Schritt je erwogen worden.

Auf die Gründung der FSZ im Sommer 1963 werden wir später eingehen. Von Ahs Auslassun-

Bezeichnend ist auch, dass für gewisse Leute im FSZ ausser ihnen offenbar kein studentisches Gremium, keine andere studentische Organisation Daseinsberechtigung hat. Studenten, die einen Teil ihrer kurzen Freizeit der Studentenschaft zur Verfügung stellen, hat man nichts Besseres als »Verteilerwirtschaft« vorzuwerfen. Auch sind sie der Ansicht, dass man als Student beim FSZ »wesentlich besser gedeiht als im farbenprächtigen Türk der Corporationen, wo es jedoch ausser Bier nur noch wenig zu bewältigen gibt.« (Zitat aus einem Brief des FSZ an einen Kommilitonen) Gegen alle, was den Anschein des »Bürgerlichen« macht, wird hergeföhren. Auch Organisationen wie die Aktion »Wahret die Freiheit« sind ihnen ein Dorn im Auge.

Mit der Tatsache, dass es an unseren Hochschulen eine kommunistische Organisation gibt, könnte man sich nicht allenfalls abfinden. Es ist aber ungebührig, wenn man mit allen möglichen Tricks zu verschleiern trachtet, was in Tat und Wahrheit hinter dieser Organisation steckt. Den übers Ohr gehauenen Kommilitonen möchte ich empfehlen, gewisse »Vereinskollagen« und »kollagen« einmal etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Diejenigen, die es angeht, sind aufgefordert, ihre Larve abzuziehen. Jeder Student hat ein Recht zu wissen, mit wem er es bei ihnen zu tun hat. Erst dann darf man von der anderen Seite wden guten Willen zur fairen und toleranten Auseinandersetzung mit fremden Ueberzeugungen voraussetzen!

Carlo von Ah

gen über den Fackelzug geben ein völlig verzerrtes Bild der wirklichen Vorgänge. Im Anschluss an die Aufnahme des Stipendienartikels in die Bundesversammlung organisierte die FSZ am 13. Dezember 1963 einen Fackelzug, dessen Ziel vor allem der Dank an die Zürcher Bevölkerung, aber auch der Hinweis auf teilweise unbefriedigende Platzverhältnisse an den Zürcher Hochschulen war. Aus verschiedenen Gründen (vgl. »zürcher student« v. Januar 1964) distanzieren sich die offizielle und die Liberale Studentenschaft von diesem Fackelzug, der von Regierungsrat Dr. König ausdrücklich begrüsst worden war. Die FSZ verlangte von der Redaktion des »zürcher student« darauf die Aufnahme einer Entgegnung auf die erwähnten Distanzierungen. Diese Entgegnung wurde nicht veröffentlicht. Wie man sich sachlich zu den damaligen Streitpunkten auch immer stellen mag, so ist es doch unzweifelhaft journalistische Fairness, einem Angegriffenen die Möglichkeit einer Replik zu geben. Da diese elementare journalistische Anstandspflicht verletzt wurde, sah sich die FSZ gezwungen, in einem Flugblatt scharf die Haltung der damaligen Redaktion anzuprangern. An diesem Beispiel lässt sich deutlich von Ahs kunstvolle Art der Verdrehung von Tatsachen zeigen. Unsere Reaktion auf die Verweigerung einer Replik wird in von Ahs Projektion zur »Hetzpropaganda gegen die damaligen Studentenfürher«. Unser Pochen auf journalistische Fairness gilt als »Dreckwerfen auf die Redaktoren des »zürcher student««. (Es sei dem Leser überlassen, weitere Vergleiche zwischen konkreten Tatsachen und von Ahs »Interpretation« zu ziehen.) Wenn von Ah dem Pressekomitee der Genfer Studentenzeitung »action étudiante« gegenüber Bedenken hat, möge er sie an die betreffende Redaktion direkt richten.

Selbst aus unseren Statuten, wo wir uns »gegen jeden irgendwie gearteten Totalitarismus, Kolonialismus und Rassismus« wenden, gelingt es von Ah, uns eine kommunistische Tarnkappe zu striken. Warum hat denn unser wackerer Hexenjäger nicht schon längst auch Organisationen wie die UVO oder den Verband Schweiz. Studierend. (VSS-Kongress von Leyzin) auf Grund ähnlich lautender Entschliessungen als kommunistische Tarnorganisationen entlarvt?

Von Ahs Behauptung, die FSZ werde von Kommunisten kontrolliert, müssen wir als völlig haltlose Unterschleibung kategorisch zurückweisen. Das oberste, die allgemeine Linie bestimmende Organ der FSZ ist, wie in jedem anderen Verein, die Mitgliederversammlung. Verantwortlich gelei-

Zum kategorischen Nein der FSZ

Nein, nein, nein, ums Himmels willen nein: So lässt sich die Replik der FSZ am besten zusammenfassen, was durchaus nicht überascht. So haben sie es bisher immer gehalten - und nachher immer wieder den Worten andere Taten folgen lassen. Wenn sie glauben, der Leserschaft des »Zürcher Studenten« meine Attacke als ein »Elaborat eines geistigen Amokläufer«, der in seinem »Antikommunismus« so husch-husch ein Produkt seiner Phantasie niederkrizelt, darstellen zu können, so haben sie sich getäuscht, und zwar gründlich!

Sie schreiben, eine unvoreingenommene Verfolgung ihrer Veranstaltungen während der letzten zwei Jahre hätte selbst mich davon überzeugen müssen, dass von einer Beeinflussung ihrer Gruppe von irgend einer Seite nur mit äusserster Böswilligkeit gesprochen werden könne. Die Verfolgung nicht nur ihrer Veranstaltungen, sondern auch des »versinserten Geschehens« während der letzten zwei Jahre hat mich vom genauen Gegenteil überzeugt! Es ist wohl notwendig, hier etwas konkreter zu werden. Untersuchen wir einmal, was sie unter »objektiver Wahrheit« verstehen.

Der Vorstand der FSZ schreibt wortwörtlich: »Seit der Gründung der FSZ waren die Marxisten

et wird die Gruppe auch bei uns von einem fünf-köpfigen Vorstand. Auch von Ahs Anführung, die FSZ habe seit ihrer Gründung »immer aus Kommunisten und einem Häuflein Nonkonformisten« bestanden, entbehrt, wie so vieles in seinem Artikel, jeder Grundlage. Seit der Gründung der FSZ waren die Marxisten in unserer Gruppe stets eine kleine Minderheit, ob sich darunter auch Kommunisten (d. h. Mitglieder kommunistischer Organisationen) befanden, ist uns nicht bekannt. Wir würden nicht zögern, ein Mitglied (gemäss § 5 unserer Statuten) aus unserem Verein auszuschliessen, sollte es versuchen, die FSZ zum Werkzeug irgendeiner Partei oder politischen Organisation zu machen. Während der letzten vier Semester, da die FSZ mit grösseren Veranstaltungen an die Öffentlichkeit getreten ist, befand sich während eines Semesters (Sommersemester 1965) ein Mitglied im Vorstand, das sich philosophisch zum Marxismus bekennt. Aus seiner Ueberzeugung hat der betreffende Kommilitone nie ein Hehl gemacht, so dass er auch keine Maske ablegen muss. Wenn wir uns innerhalb unserer Gruppe auch mit dem Marxismus auseinandersetzen, so bedeutet das nicht, dass die Mehrzahl unserer Mitglieder Marxisten seien, wohl aber, dass wir den Marxismus für eine geistige Strömung halten, die es verdient, ebenso vorurteillos wie kritisch diskutiert zu werden.

Die Verantwortung für die Politik der FSZ lag stets beim Gesamtvorstand. Eine unvoreingenommene Verfolgung unserer Veranstaltungen während der letzten zwei Jahre hätte selbst einen Carlo von Ah davon überzeugen müssen, dass von einer Beeinflussung, geschweige denn einer Kontrolle unserer Gruppe von irgendeiner Seite nur mit äusserster Böswilligkeit gesprochen werden kann.

Was ist die FSZ wirklich?

Die FSZ besteht nun bereits seit 6 Semestern. Sie wurde nicht aufgrund einer klar definierten Linie gegründet, sondern begann als Gruppe suchender und mit einem gewissen studentischen Malaise unzufriedener Kommilitonen, deren Motive teilweise recht weit auseinanderklaffen. An ihrer Entstehung waren auch Studenten beteiligt, die in der neuen Gruppe ein Forum zur Verwirklichung bestimmter (allerdings keineswegs einheitlicher) politischer Absichten sehen mochten. Die grosse Mehrheit unserer Mitglieder suchte aber vor allem die geistig offene Auseinandersetzung, und für sie waren stets folgende Punkte wegweisend:

- als Wissenschaftler schwebt uns das Ideal vor, die objektive Wahrheit zu finden,
- Voraussetzung zur Erreichung dieses Ziels ist eine umfassende, möglichst vielseitige Orientierung,
- Informationen können uns nur dann nützen, wenn wir bereit sind, auch Ansichten zu überdenken, die unseren Vorurteilen entgegenlaufen. So sind wir beispielsweise der Meinung, dass es einem Scheuklappen-Antikommunismus gibt, von dem gerade von Ah in seiner völlig unkritischen Gleichstellung von Kommunismus, Marxismus und Pazifismus Zeugnis ablegt. Eine Alternative, die dem bekämpften Kommunismus nichts als einen sterilen Antikommunismus entgegenzuhalten vermag, der oft selbst totalitäre Züge annimmt, kann für die FSZ keine echte Entscheidungsmöglichkeit sein. Dass es unserer Gruppe vor allem um offene geistige Auseinandersetzung geht, haben wir durch unsere zahlreichen Veranstaltungen während der letzten Semester hinreichend bewiesen. Daneben sind wir auch bereit, aktiv an der Lösung von das studentische Leben direkt betreffenden Problemen mitzuwirken, auch in Zusammenarbeit mit anderen studentischen Organisationen.

In unseren Veranstaltungen, die der Information und Diskussion dienen, sehen wir unsere Aufgabe vor allem darin, Probleme und Blickwinkel zu wählen, die im allgemeinen unberücksichtigt bleiben. Dies könnte bei Unbeteiligten den Eindruck erwecken, als ob wir die Opposition zum Selbstzweck erhöhen. Wer unsere Veranstaltungen regelmässig besucht hat, wird aber bestätigen, dass es uns nicht um destruktive Kritik, sondern um das Suchen nach fundiertem Wissen geht.

Aus Unkenntnis und durch verzerrte Informationen (so z. B. von Ahs Artikel) mag bei verschiedenen Kommilitonen ein falsches Bild der FSZ entstanden sein, das wir durch unsere Klarstellungen korrigieren wollten.

Wir laden alle jene Kommilitonen zur Mitarbeit ein, welche glauben, die dargelegten Ziele der FSZ seien den Einsatz wert. (Unsere Adresse: Postfach 680, 8021 Zürich).

Fortschrittliche Studentenschaft Zürich
Der Vorstand

in unserer Gruppe stets eine kleine Minderheit, ob sich darunter auch Kommunisten (d. h. Mitglieder kommunistischer Organisationen) befanden, ist uns nicht bekannt.«

Es ist noch kein halbes Jahr verflossen, seit die »Neue Zürcher Zeitung« ein Protestschreiben der FSZ auf einen dort erschienenen Artikel veröffentlicht (Nr. 3291), worin die FSZ unter anderem wie folgt behaupten zu müssen glaubte:

»Wir verwarren uns gegen den Vorwurf, die Fortschrittliche Studentenschaft Zürich stehe unter extremem linkem Einfluss, und möchten Ihnen entgegenhalten, dass sie von keiner politischen Organisation weder abhängig ist, noch beeinflusst wird. Die Zusammensetzung ihrer Mitglieder und ihres Vorstandes wie auch ihre Tätigkeit können keineswegs als links-extrem bezeichnet werden.«

Worauf die NZZ in ihrem Artikel »Die Fortschrittliche Studentenschaft Zürich« folgenden Kommentar anfügte:

»Die unverföhrene Verwahrung der Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich gegen den Vorwurf,

sie stehe unter linksextremistischem Einfluss, zwingt uns, zur Begründung der Feststellung etwas in die Details einzutreten. Die kleine Gruppe, die sich im Zeichen fortschrittlicher politischer Zielsetzung zusammengeschlossen hat, umfasst zwar Mitglieder verschiedener politischer und auch unpolitischer Richtungen – und gerade deshalb eignet sie sich für die Organisation von Veranstaltungen, in denen Kommunisten wie E. Buret eine von ihnen seit langem gewünschte, aber selten erreichte Plattform erhalten. Dass bei der Vorstellung der Teilnehmer am Podiumsgespräch der Vertreter der zahlenmässig unbedeutenden Partei der Arbeit übrigens einen auffallend langen Beifall erteilte, deutet daraufhin, dass seine Anhänger diese unverhoffte Chance zur akustischen Untermauerung seines geringen geistigen Beitrages zu nützen wussten.

Die linksextremen Interessen werden im kleinen Vorstand der Fortschrittlichen Studentenschaft von E. M. (die Abkürzungen stammen von mir. CvA) gewahrt, dessen Frau ebenfalls an der Leitung der betriebsamen Studentengruppe Anteil hat. M., ein Stiefsohn des bekannten Kommunisten M. B., der immer noch unter dem Pseudonym Jean Villain aus Osterlin in den „Vorwärts“ schreibt, ist in der Öffentlichkeit als aktives Mitglied der kommunistischen Freien Jugend bekannt geworden, mit deren Exponenten er immer noch in regem Kontakt steht. Im Kreise der Fortschrittlichen Studentenschaft bewegt sich ferner G. L., der Sohn des ehemaligen PdA-Kantons- und Gemeinderates J. L., der heute noch der Parteiliste der Schweizerischen Partei der Arbeit angehört. G. L. spielt eine nicht unbedeutende Rolle in der im Sommer 1964 gegründeten neuen kommunistischen Jugendorganisation, der sogenannten jungen Sektion der PdA.

Es ist denkbar, dass die linksextremen Exponenten in der Leitung und im Einzugsbereich der Fortschrittlichen Studentenschaft bisher ihren politischen Pferdefuss vorsichtig getarnt haben, und es überrascht deshalb auch nicht, dass die Sprecherin dieser Studentengruppe am Teach-in-Abend über Vietnam in der zurückhaltenden Einleitung unterstrich, dass nach „demokratischen Gepflogenheiten“ verschiedene Ansichten in der Diskussion Raum gewährt werden sollte. Dies aber als Beweis

für die Harmlosigkeit der Fortschrittlichen Studentenschaft zu akzeptieren, die einen Vertreter einer Partei an den Runden Tisch bat, die offen den Kampf gegen unsere freiheitliche Form der Demokratie führt, würde heissen, vor den zahlreichen Erfahrungen mit dem getarnten Vorgehen der Kommunisten den Kopf in den Sand zu stecken. Das Bestehen und die auffallende Aktivität einer von linksextremen Kräften infiltrierten und beeinflussten Studentengruppe an den Hochschulen Zürichs verdient im Gegenteil die *wachsame Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit*.

Der Vorstand der FSZ will uns doch nicht glauben machen, niemand unter ihnen hätte den obigen Artikel gelesen? Wenn er behauptet, nichts von Kommunisten in den eigenen Reihen zu wissen, so zeigt er entweder, wie naiv und unkritisch er gewissen Leuten gegenüber ist, oder er spekuliert bewusst auf ein schlechtes Gedächtnis resp. auf eine Unkenntnis der anderen. Objektive Wahrheit!

Betrachten wir nun den Hauptpunkt der Anschuldigungen an die Adresse der FSZ etwas näher, nämlich, dass sie unter extrem linkem Einfluss stehe. Hierzu ist es wohl nötig, dass ich ein Beispiel – eines unter vielen! – anführe, wie in der FSZ manövriert wird.

Ein klassisches Beispiel von Infiltration

Am 10. Mai 1965 fand im Studheim der ETH eine Vereinsversammlung der FSZ statt. Gleich zu Beginn der Sitzung erklärte der weiter oben genannte E. M., dass der eben gewählte Präsident sich etwas unsicher fühle und es notwendig sei, dass sich auch andere Mitglieder zur Leitung von Debatten zur Verfügung stellten. Die erwähnte Vereinsversammlung leitete die Frau des E. M., die damals nicht mehr dem Vorstand angehört! Damit waren die Weichen gestellt für das, was nachfolgte und von E. M. selber als „eine politische Entscheidung für die FSZ“ bezeichnet wurde: die Entsendung eines Beobachters an das Weltjugendfestival in Algier. Nachdem E. M. seinerseits die FSZ über das Festival aufklärte, stellte er der Versammlung einen Mann vor, der wohl am besten über das Festival unterrichten könne: G. L. (siehe obigen NZZ-Artikel). Die Tatsache, dass der Versammlung ein Referat vorgesezt wurde,

der meines Wissens nur auf Grund einer persönlichen Einladung des E. M. anwesend sein konnte, wurde von der Korona widerspruchslos hingenommen. Dessen Ausführungen waren derart einseitig, dass wenigstens ein einziger sich dazu aufraufte, kritische Fragen zu stellen, auf die er aber so gut wie keine Antwort erhielt. Im Verlaufe der nachfolgenden Diskussion ver kündete E. M., dass er bereit wäre, als offizieller Beobachter der FSZ am Festival zu fungieren, da er ja sowieso gehe. Während der ca. zweistündigen Debatte über dieses Thema wurden die noch Unentschlossenen von E. M. und seinem Anhang intensiv bearbeitet, um zu ihren Zielen zu kommen. In einem verwirrenden System von Abstimmungen wurde schliesslich die Entsendung eines Beobachters beschlossen. Da sich niemand ausser E. M. für dieses Amt zur Verfügung stellte, so sich dieser zurück, da er sich nicht aufdrängen wolle. In der Folge ging die Bestimmung des Beobachters an den Vorstand zurück, in dem E. M. als Beisitzer sass! Der Ehrlichkeit halber sei erwähnt, dass nicht alle Anwesenden gewillt waren, dem üblen Spiel tatenlos zuzusehen: Ein Mitglied drohte am Schluss der Sitzung angesichts des – wie er sagte – „unsinnigen“ Marxistenschlusses, der jeder politischen Klugheit und Vorsicht widerspricht mit seinem Austritt!

Ich überlasse es gestrot dem Leser, die entsprechenden Schlussfolgerungen zu ziehen. Wie kann die FSZ da noch behaupten, sie werde von niemand beeinflusst? Kann uns überdies der Vorstand einen Kommilitonen nennen, der aktiver als E. M. am Vereinsleben teilgenommen und daher auch mehr als jener Einfluss auf die Gruppe hatte, vor allem wenn es um politisch-ideologische Fragen geht? Darf ich überdies fragen, ob die FSZ die Existenz kommunistischer Infiltration in der Schweiz anerkennt und, wenn ja, wie sie sich diese in der Praxis vorstellt, z. B. angewandt auf eine Gruppe, wie es die FSZ darstellt? Eine Gewissensforschung in dieser Hinsicht liesse vielleicht in einigen Köpfen ein Licht aufgehen, gepaart mit der Einsicht, dass etwas weniger kategorische Verwahrungen gegenüber Vorwürfen vorsichtiger wären – in Anbetracht der nicht ganz bewältigten Vergangenheit!

Carlo von Ah

PLAUSCH

Das Lied von der Weide

Meine Mutter hat' ein Mädchen, Bärbel hiess sie,
Die war verliebt, und treulos ward ihr Schatz
Und lief davon. Sie hat' ein Lieb von Weide,
Ein altes Ding, doch passt es für ihr Leid;
Sie starb, indem sie's sang. Das Lied, heut nacht,
Kommt mir nicht aus dem Sinn; ich hab' zu schaffen,
Dass ich nicht auch den Bopf so häng und singe
Wie's arme Bärbel. Bitt' dich, mach' geschwind.
Das Mägglein (ass fingend am Feigenbaum früh,
Singt Weide, grüne Weide!
Die Sand auf dem Busen, das Haupt auf dem Arie,
Singt Weide, Weide, Weide!
Das Bählein, es murmelt und stimmt mit ein;
Singt Weide, grüne Weide!
Seig' rollt ihr die Trän' und erweicht das Gestein;
Leg' dies beifitte –
Singt Weide, Weide, Weide!

Shakespeare: »Othello«, V. Akt

reits, könnte so in seiner vernichtenden Form nicht die Freiheit bewahren, denn ohne Menschen gibt es keine Freiheit. Schiller führt übrigens den Satz dem Sinne nach fort: »Das Schlimmste aber ist die Schuld.« Für mich bleibt, wenn ich diese Schuld nicht auf mich lade, die Möglichkeit menschlicher Existenz, Verbedingung also der menschlichen Freiheit, die Du konsequenterweise für immer verunmöglichen könntest.

G.: Zugegeben. Deine Argumentation hat etwas Bestechendes: die Konsequenz Deines Handelns rettet dem Menschen immerhin die Zukunft, das Prinzip der Hoffnung mithin. Die Voraussetzung dafür ist allerdings Dein Vertrauen in den Menschen: dass er und Freiheit sich bedingen. Aber: auch mein Entschluss hat das Vertrauen auf den Menschen zur notwendigen Voraussetzung: Die Strategie der Abschreckung, die die Folge der Ideologie von »lieber tot als rot ist«, hat versagt, wenn sie zur Anwendung kommt. Aber ich glaube, sie ist ein taugliches Mittel, den Gegner zu zwingen, die Vernunft zu gebrauchen, zu der er als Mensch fähig ist. Und ich meine, die Geschichte hat dafür auch schon ein Beispiel geliefert: Kuba.

Ich sage wie Du: Abrüstung muss das Ziel jeder vernünftigen, humanitären Politik sein, nur glaube ich, dass der Weg zu ihr über die gefährliche Gratwanderung des atomaren Gleichgewichts führt. – Vielleicht, dass einmal beide Gegner den Widerstand ihrer feierhaften Rüstung einsehen, vielleicht, dass beide über die Schranke gegenseitigen Misstrauens springen, wie die beiden Volkspolizisten, die die DDR-Grenze bewachen, die beide fliehen wollen, beide Angst voreinander haben und die das schwierige Unterfangen deshalb endlich so ins Werk setzen, dass sie zugleich, einander die geladene Pistole in den Bauch drückend, über den Stacheldrahtzaun springen.

Ziel meiner Politik, wenn ich schon so hypothetisch-pathetisch sprechen will, muss es also sein, den Gegner im wahrsten Sinne des Wortes vernünftig zu machen.

V.: Die Hoffnung auf das Gleichgewicht der atomaren Kräfte ist in meinen Augen eine Beruhigungsspielle, die von der Vorstellung ausgeht, Usurpatoren vom Schlage eines Hitlers gelangten nie an die besagten Atomdrücker. Wenn aber doch...? Wer könnte dann noch vor dem Atomschlag ausrufen, ohne mich...?

G.: Dazu wäre noch einiges zu sagen – zunächst ein historisches Argument: Eine der grossen Einsichten, die die Geschichte des Hitlerreichs vermittelt hat, ist doch die Erkenntnis, dass Hitler nie der Usurpator geworden, der er schliesslich wurde, wenn ihm die Alliierten vor der Polenkrise, etwa bei der Besetzung des Rheinlandes, der Annexion Österreichs oder der Aufteilung der Tschechoslowakei entschieden nein gesagt, und der Tschechier gerade dank ihres Entschlusses ihn im letzten zu wagen, verhindert hätten.

Dann eine politische Maxime: Du kannst Dich gegen einen entschlossenen Gegner nicht wirksam zur Wehr setzen, wenn Du eine »Alles, ausser – Taktik« verfolgst. Und: Wenn Du nicht überzeugt bist, es lohne auf alle Fälle zu kämpfen, wofür Du einsteht, hast Du auch schon verloren. »Mourir pour Danzig« fragten die Franzosen 1939 und waren bald danach, innerhalb weniger Wochen, geschlagen.

Schliesslich eine philosophische Frage: Wer verbürgt Dir eigentlich, dass die Menschen nicht ohne Freiheit existieren können, dass es nicht möglich ist, sie zu dressieren wie Löwen im Zirkus? Hast Du »Brave New World« gelesen...?

Und endlich eine utopische Überlegung: Angenommen Mensch und Freiheit seien sich gegenseitig Voraussetzung, liesse es sich nicht gerade daher denken, dass der Konflikt um diese Freiheit auch in Zukunft wieder und immer wieder im Gewand einer politischen Auseinandersetzung zweier entgegengesetzter Gesellschaftssysteme ausgetragen wird, ein Konflikt, der sich auch dann an der Grenze eines Atomkrieges abspielen wird, denn die Atombombe kann nicht einfach vergessen werden. Müsste man dann nicht, von diesem Standpunkt aus, erklären, dass Deine seinerzeitige Entscheidung nur ein Aufschub gewesen ist? – Ich weiss, das sind utopische Gedankengänge, aber sind wir vielleicht nicht gerade heute gerufen, uns, alle Menschen, zur Vernunft zu zwingen?

V.: Kann man zur Vernunft zwingen? Solange ich dies nicht weiss, kann ich die Ungeheuerlichkeit eines Atomkrieges niemals auf mich nehmen.

Gespräch mit einem Pazifisten

Ueber Huchels Gedicht der Beschreibung von der Zerstörung Karthagos durch den Historiker Polybios kamen wir ins Gespräch: Polybios berichtet von den Tränen, die Scipio verberg im Rauch der Stadt. Dann schnitt der Pflug Durch Asche, Bein und Schutt. Und er es aufschrieb, gab die Klage An taube Ohren der Geschlechter.

Wir: Volker Bornschieer aus Witten/BRD, seit SS 65 in Zürich, 22 Jahre, studiert Psychologie, Soziologie und Philosophie, und ich. Ich erfahre, dass er Pazifist sei. Darüber entstand unser Dialog, der im folgenden mitgeteilt ist. Ich war zuerst erstaunt, dass ausgerechnet Volker, ein so intelligent und respektabel aussehender Mann – die Rolle eines Schwerenöters passte ihm durchaus – Pazifist sein soll. Ich wollte versuchen, ihm mit Argumenten gegen diese, wie mir schien, weltfremde Haltung beizukommen.

Das Gespräch, das wir führten, berührt bei weitem nicht alles, was im Zusammenhang mit diesem Problem gesagt werden kann, längst nicht alle Voraussetzungen unseres Diskutierens sind freigelegt, dennoch schien uns das Ganze lesenswert, weshalb wir es auch hier abdrucken.

Georg Kohler

Georg: Du bist Pazifist, wie aus Gesprächen mit Dir deutlich geworden ist. Du bist Pazifist aus einer sehr persönlichen Entscheidung heraus, zu der Du stehst. Ich möchte Dich fragen, ob Du die Diskrepanz zwischen dieser Entscheidung und Deiner Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber nicht empfindest.

Volker: Ich empfinde diese Diskrepanz sehr wohl. Ich möchte diese Diskrepanz ein Dilemma nennen, nämlich einen Zwang zur Wahl zwischen zwei Uebeln: Das eine Uebel besteht darin, dass ich nicht bereit bin, das gesellschaftliche System, das mir relative Freiheit gewährt, zu verteidigen und ich so einer möglichen Zerstörung dieses Systems durch einen etwaigen Gegner Vorschub leiste. Das andere Uebel bedeutet Schuld, die ich auf mich lade, wenn ich in die Bundeswehr eintrete und an einem möglichen Krieg teilnehme.

G.: Du gibst also zu, dass Du den andern gegenüber in der Schuld stehst. Denn wie Du selber gesagt hast, gibt Dir erst die Gesellschaft, d. h. der Wille anderer Einzelner, die mögliche Schuld eines Krieges auf sich zu laden, den Raum Deiner Entscheidung gegen den Krieg. Krass ausgedrückt: Du lebst auf Kosten der anderen. Wie willst Du diese Schuld tilgen?

V.: Ich will versuchen, durch mein politisches Engagement Menschen zu überzeugen, dass meine Entscheidung die richtige ist. Ein mögliches Resultat dieses Engagements (mit Hilfe von Gleichgesinnten) wäre ein umgewandeltes gesellschaftliches Bewusstsein, das die heute sich stellende Schuldfrage gegenstandslos werden lässt.

G.: Du gründest also, oder besser: Du nimmst an einer politischen Bewegung teil.

V.: Ja.

G.: Einer politischen Bewegung, die, gesetzt den Fall, sie würde dich Deinen Anstrengungen grossen Einfluss erringen, welches konkrete politische Ziel verfolgt?

V.: Sie muss den Krieg unmöglich zu machen versuchen. Wir müssen alle im Schatten der Atombombe lernen, dass der Krieg keine Möglichkeit mehr der Auseinandersetzung ist, weil in ihn die

Vernichtung der Menschheit und somit der Geschichte impliziert sein kann.

G.: Wie willst Du den atomaren Krieg unmöglich machen?

V.: Wir müssen eben abrüsten.

G.: Bevor ich hier weiterfragen möchte, zunächst eine Präzisierung: Du sprichst vom Krieg im Atomzeitalter? – Heisst das, Du machst einen Unterschied zwischen dem Pazifisten vor dem und dem Pazifisten im Atomzeitalter?

V.: Ja. Diesen Unterschied mache ich. Ein Krieg war noch nie gerecht, aber ein atomarer Krieg hat nicht nur quantitativ an Unmenschlichkeit zugenommen, sondern zudem sich auch qualitativ verändert. Einen Krieg überhaupt als gerecht zu bezeichnen ist eine Unmöglichkeit. Es gibt nur einen Krieg, den man zu rechtfertigen sucht. Denn gerecht setzt voraus, dass das Böse bestraft und das Gute eventuell belohnt wird. Das Böse und Gute ist aber nie in Landesgrenzen einzufangen, sondern läuft quer – auch durch uns selbst. Gleichfalls ein Verteidigungskrieg ist ein Unrecht; selbst wenn er für eine gerechte Sache geführt wird, weil in jedem Krieg notwendigerweise Unmenschlichkeit geschieht. Als Engländer aber oder Franzose wäre ich 1939 wohl sicher kein Pazifist gewesen. Ein Krieg kann für eine gerechte Sache geführt werden. Ihn aber als gerecht zu bezeichnen, heisse soviel wie hölzernes Eisen, nämlich nichts. Ein Atomkrieg dagegen kann auch eine gerechte Sache mit ungerechten Mitteln nicht mehr wiederherstellen, in dem er nämlich die gesamte Menschheit zerstören könnte.

G.: Ich möchte bei meiner Frage vor dieser Präzisierung wieder einsetzen. Du sagtest, wir müssen abrüsten – das sei das Ziel einer atomar-pazifistischen Bewegung. Ich frage Dich nun, heisst das einseitige Abrüstung?

V.: Wenn der Wille zur Abrüstung nicht bei allen Atommächten da ist, so würde ich selbst ein einseitiges Abrüsten befürworten; weil nämlich die dauernde Aufrüstung immer die potentielle Möglichkeit eines Atomkriegs in sich birgt. Die kann ich von meinem christlichen Standpunkt aus nicht gutheissen. Als Christ muss ich bestrebt sein, dass die Geschichte weiter geht, weil sich Gott nur in ihr mir offenbart und mich fordert. Nun heisst aber die westliche atomare Ideologie »lieber tot als rot«. Das bedeutet im Ernstfall das Ende der Geschichte. Ich möchte gegen diese Formel überspitzt sagen: wie in der Anfangszeit des Christentums gab es auch etwa unter dem Kommunismus eine Aufgabe für den Christen. Deshalb sage ich »lieber rot als tot«. Ich bitte aber diese kurze Formel nicht zu missverstehen, denn verständlicherweise wird sich kein Christ den Kommunismus herbeiwünschen. Ich möchte bei der Diskussion der Formel sogar soweit gehen und sagen, dass in diesem Satz »lieber tot als rot« sich eine ganz sublimale Form des Atheismus zeigt, als man nämlich Gott nicht als Herrn der Geschichte akzeptiert, sondern in einer heroischen Geste bereit ist, selbst das Ende der Welt herbeizuführen.

G.: Wir müssen also feststellen: Du bist Pazifist, weil Du als Soldat eines dritten Weltkrieges mitschuldig am Untergang der Menschheit und ihrer Geschichte wärest, was Du als Christ niemals verantworten darfst. Bevor Du mir hier antwortest, möchte ich bemerken, dass die Rechtfertigung Deiner Entscheidung von Deinem christlichen Gewissen aus theologisch immerhin diskutiert wer-

den könnte: wie steht die Freiheit des Menschen, in der Geschichte zu handeln, zur Allmacht Gottes, des Herrn der Geschichte? Wir wollen dies aber hier nur festhalten, denn einer solchen Diskussion fühle ich mich nicht gewachsen.

V.: Ja, ich rechtfertige meine Entscheidung von meinem Christsein her, aber ich glaube, dass man nicht nur als Christ die Teilnahme an einem zukünftigen Krieg nicht verantworten kann: auch ein Mensch, der von einem »bloss humanitären Standpunkt aus lebt, wird zu einer ähnlichen Entscheidung kommen können wie ich.

G.: Darf ich Dich fragen, was humanitärer Standpunkt bedeutet?

V.: Das heisst verantwortlich für sich und seine Mitmenschen, angemessen handeln.

G.: Du gestehst zu, dass Verantwortung immer schon Freiheit voraussetzt?

V.: Ja.

G.: Ist nun nicht aber unser politisches System, dessen – Du nennst es Ideologie – »lieber tot als rot« ist, der Versuch dem Einzelnen gerade diesen Raum persönlicher Freiheit zu geben, der ihm verantwortliches Handeln erlaubt.

V.: Ja, unser politisches System bietet einen weitgehenden Raum für persönliche Entscheidungen. Doch kann ich mich persönlich auch frei entscheiden, wenn mir eine Gesellschaft diesen Entscheidungsspielraum nicht bietet. Nur wäre ich dann gezwungen, die Konsequenzen meiner freien Entscheidungen, etwa in Form von Verfolgungen auf mich zu nehmen.

G.: Ich möchte Dich nun fragen: welches ist der Unterschied zwischen der Aufforderung »lieber tot als rot«, die sich ein gesellschaftliches System zurecht, um sein eigentliches Ziel entschieden in der Wirklichkeit behaupten zu können, das Ziel nämlich, dem Einzelnen den Raum persönlicher Entscheidung zu gewähren, und einem Entschluss zur Abrüstung, einem Entschluss der eben in diesem Raum persönlicher Freiheit stattfindet, einem Entschluss, der zur Folge haben kann, dass ein anderes System unsere Gesellschaftsform vernichtet und ersetzt, so dass dann jeder, der sich gegen dieses andere Eroberersystem entscheidet – und ich glaube nach den Erfahrungen, die wir bis jetzt mit den Kommunisten gemacht haben, dass Du als Christ in einem kommunistisch regierten Lande über kurz oder lang in diese Situation kämst –, so dass also jeder, der sich gegen dieses System entscheidet, seine Verfolgung und sogar mögliche Ermordung auf sich nehmen muss. Wo liegt der Unterschied?

V.: Meine Formel »lieber rot als tot« soll nicht bedeuten, dass keine politischen Anstrengungen gemacht werden sollen, unsere Freiheit gegenüber dem Kommunismus zu wahren. Doch für mich steht die Furcht vor der Schuld im Vordergrund, diese Freiheit in der letzten Konsequenz der heroischen Geste des atomaren Knopfdruckes zu verteidigen, wozu Du im Ernstfall doch bereit bist. Diese Schuld ist für Menschen unvorstellbar. Schon die unzähligen KZ-Morde übersteigen menschliches Schuldbewusstsein, wie die KZ-Prozesse beweisen.

Wohl sagt ein Schiller-Wort: »Das Leben ist der Güter höchstes nicht«, es lohnt sicherlich, das Leben für die Freiheit einzusetzen, nur damit sie weiterbestehen kann. Ein atomarer dritter Weltkrieg aber, der zumindest die Möglichkeit in sich birgt, die Menschheit zu vernichten, und diese Vorstellung der Möglichkeit genügt für mich be-

GAULOISES



Sind sie der Gauloises Typ?

(überlegen und gelassen)

Fühlen Sie sich irgendwo ein wenig verwandt mit diesem Vierbeiner? Heisst der Schlüssel zu Ihrem Wesen Gelassenheit und Über-den-Dingen-stehen? Schmunzeln Sie weise, wenn andere sich von Betriebsamkeit und Hetze anstecken lassen? Verzichten Sie gern auf dramatische Gesten und Bluff?

Dann ist Ihnen gewiss auch die Gauloises sympathisch, geruhsam geraucht – so spüren Sie bei jedem Zug den kräftigen, unverfälschten Tabak.

GAULOISES – ORIGINAL TABAC DE FRANCE. REIN, REICH, UNVERFÄLSCHT, UN PLAISIR SANS EGAL. FÜR ECHTE RAUCHER!

G 85/4 F



Welcher Student möchte abends

18.00 - 22.00 Uhr

(evtl. 19.00—23.00 Uhr)

auf dem Flughafen Kloten beim Beladen und Entladen von Luftfracht mithelfen?

Tel. 84 21 21, intern 3132

6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte.
(Keine Vorauszahlung, keine Verpflichtung).
Tellerservice ab Fr. 2.20

aschingen

Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschenplatz in nächster Nähe der Uni.

Jeden Dienstag und Freitag:
Treffpunkt der Wähen-Liebhaber (eigene Konditorei)

THEATER am HECHTPLATZ

Täglich 20.30 Uhr der große Erfolg

Bibi-Balü

Jeden Mittwoch, Samstag und Sonntag, 15 Uhr spielt die Zürcher Märchenbühne

Froschkönig

ein Dialektmärchenspiel bearbeitet von Jörg Schneider
Vorverkauf täglich ab 15 Uhr, Tel. 84 82 94
an Märchenspieltagen ab 18 Uhr

Otto Fischer AG. Zürich 5

Fabrikation und Engroshaus elektrotechnischer Bedarfsartikel

Lieferung nur an konzessionierte Firmen



Eusi Meinig

Man kann sich auf sie verlassen

Die Parteien und ihre Kandidaten stellen sich anfangs März in den Gemeinden des Kantons Zürich zur Wahl. Wissen Sie, dass die Mehrheit der Bürger bereits gewählt hat? Das ist eine Erkenntnis der Meinungsforscher. Die Mehrheit der Wählenden stimmt aus Überzeugung, aus Tradition, aus Ständebewusstsein oder aus Anhänglichkeit zu einzelnen Persönlichkeiten immer für die gleiche Partei, unabhängig davon, ob diese im gegenwärtigen Zeitpunkt mehr oder weniger gut in Form ist. Anders ist es allerdings bei den jungen Wählern. Darum entscheiden diese in einem viel höheren Ausmass den Ausgang von Wahlen und Abstimmungen, als sie es selbst wissen. So kommt auch ihrem Entscheid ein besonderes Gewicht zu.

Trotzdem wollen wir keine besondere Empfehlung für die Sozialdemokraten abgeben. Wir wollen auch nicht behaupten, sie machten alles besser als die anderen Parteien und seien ohne deren Fehler. Dazu sind wir zu selbstkritisch und zu realistisch. Wir sind also keine Wunderkinder, obwohl wir es gerne wären.

Aber man kann sich auf die Sozialdemokraten verlassen. Nehmen wir vier Beispiele aus der jüngsten Zeit:

1. Die leidige Bodenfrage ist lösungsfähig geworden. Der Anstoss kam durch die sozialdemokratische Initiative, und die Lösung wird möglich, weil wir nicht stur an den eigenen »Texten« kleben bleiben.

2. Nachdem der Bundesrat immer noch kein »Anschlussprogramm« formuliert hat, ging die Sozialdemokratie, diesmal als einzige Partei, voraus und erarbeitete zusammen mit ihren Fachleuten ein langfristiges Konjunkturprogramm, das sowohl der Presse wie dem Bundesrat übergeben wurde.

3. Die Zürcher Sozialdemokraten liessen sich vom »zürcher student« überzeugen, dass die Mensafraße vor dem Jahre 2000 gelöst werden müsse. Resultat: Interpellation O. Siegfried (soz.) im Kantonsrat mit harten Fragen an den Regierungsrat.

4. Als die letzte Nummer der Zürcher Mittelschulzeitung aus den Schulhäusern verbannt wurde, waren es wie-

der Sozialdemokraten, die sich in der Öffentlichkeit für das Recht auf freie Meinungsäußerung der Mittelschüler einsetzten. U. Göttsch interpellierte im Kantonsrat und O. Lezzi im Gemeinderat der Stadt Zürich.

Wie gesagt, man kann sich auf die Sozialdemokraten verlassen. Sicher, auch wir sind keine Wunderpartei, aber wir bemühen uns, mutig, freiheitlich und fortschrittlich zu bleiben und entscheiden und mit Schwung für diejenigen Konzeptionen und Lösungen zu fechten, die wir als sachlich richtig erkannt haben. Wäre das nicht ein Grund, bei den nächsten Gemeindevahlen Sozialdemokraten zu wählen?

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich

Pressestimmen zu »Sozusagen keine Mensa«

Der letzte Leitartikel im z »Sozusagen keine Mensa« hat in der Presse eine heftige Kontroverse ausgelöst. Im folgenden sollen die wesentlichen Stimmen im Wortlaut abgedruckt werden.

In den meisten schweizerischen Tageszeitungen ist die vom Kleinen Studentenrat herausgegebene Pressemeldung erschienen: Die Studentenschaft der Universität Zürich teilt mit:

Der Kleine Studentenrat der Universität Zürich gibt seinem Bedauern über die Art und Weise Ausdruck, in der sich ein Redaktor des »Zürcher Studenten« in der letzten Nummer des offiziellen Organs der Studentenschaft der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule zur Behandlung des Mensaproblems durch die Erziehungsdirektion geäußert hat. Insbesondere bedauern wir den Ton, in dem der zürcherische Erziehungsdirektor angesprochen wurde, worauf dann eine Sachfrage, an der der Studentenschaft sehr gelegen ist, zur parteipolitischen Kontroverse Anlass gegeben hat. Herr Regierungsrat König hat sich um unsere Universität sehr verdient gemacht, vor allem im Zusammenhang mit dem Ausbau von Seminaren und Instituten, der Besserstellung von Dozenten und Assistenten, der Vermehrung von Assistentenstellen und dem geplanten Ausbau der Universität auf dem Strickhof.

Bei aller Anerkennung der Verdienste des Erziehungsdirektors um unsere Hochschule müssen wir uns angesichts der inhaltlichen Art und Weise, in der die Mensaprojekte, namentlich das von der Studentenschaft befürwortete Provisorium seitens der Erziehungsdirektion behandelt werden, mit dem Inhalt des erwähnten Artikels einverstanden erklären und unseren Zweifel an sonst anerkannt guten Willen des Erziehungsdirektors Ausdruck geben.

Die Studentenschaft der Universität Zürich zählt darauf, dass Herr Regierungsrat König auch in dieser Angelegenheit demnach den Beweis erbringen wird, dass er sich weiterhin für die Bedürfnisse der Universität und der Studentenschaft einsetzt.

Im Namen der Studentenschaft der Universität Zürich

Der Kleine Studentenrat

DIE TAT

Die Tat hat in ihrer Rubrik »zwischen gestern und morgen« sehr rasch reagiert:

An dieser Stelle geht es uns für diesmal nicht um die Sache, sondern um die Form, um Anstand und Bildung. Das offizielle Organ der Studentenschaft der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule reitet in seiner letzten Nummer unter dem Titel »Sozusagen keine Mensa« einen Angriff gegen Regierungsrat Dr. Walter König. Und zwar so: vielmals wird dem Erziehungsdirektor an den Kopf geworfen, man glaube ihm nicht, glaube ihn nicht mehr, er besäße keinen guten Willen, habe sich vermutlich nichts überlegt, dränge daher offensichtlich private »Ermessenssachen« in die Auseinandersetzung, mache Versprechungen, die er nicht erfülle, sei an der Uni-Mensa nicht interessiert. Deshalb bediene er sich der Ausflüchte, und ähnliches mehr. Zwei Möglichkeiten besitze der Erziehungsdirektor, den Verhältnissen Rechnung zu tragen. Sie werden ihm vorgerechnet, besserwissend, ihm, dem Herrn König – anders wird er nie genannt. Dann wird zu einer Strassendemonstration aufgezwungen, in welcher die Öffentlichkeit auf die katastrophalen Zustände aufmerksam gemacht werden soll. Darin soll ein Erziehungsdirektor gefordert werden, der die Belange der Studentenschaft wirklich vertrete und nicht nur davon schwatze! König hätte diesmal etwas zu tun, der Artikel ihm die Route beschrieben. So und ähnlich reden die Herren im »Zürcher Student«, auf akademischer Stufe gewissermassen, mit einer Kinderstube, der wir im Blick auf die Zukunft mit Otto Julius Bierbaum vorrechnen müssten, dass eine schlechte Kinderstube durch kein Begräbnis erster Klasse wettgemacht werden könne. Wollten wir mit dem Schreiber dieses Artikels ähnlich verfahren wie er mit unserem Erziehungsdirektor, so würden wir sagen, der Verfasser li sei ein Flegel, ein akademischer Flegel sogar, und es zu verdächtigen, würden wir seinen Namen nennen: Toni Lienhard. Auf der Sache selbst werden wir zurückkommen, um der Sache willen, nicht der anberühmten Provokation wegen. Wir möchten aber immerhin daran erinnern, dass der gegenwärtige Erziehungsdirektor das kümmerliche Erbe seines nicht sehr weit vorausblickenden Vorgängers angetreten hat. Von ihm verlangt man nun, was man zuvor sehr freisinnig verschlief!

Neue Zürcher Zeitung

Die direkte Invektive gegen die Freisinnige Partei konnte die Neue Zürcher Zeitung nicht unbedeutet lassen:

Flegelien

Die »Tat« ist in Harnisch geraten ob eines Artikels im »Zürcher Student«, der sich mit dem schleppenden Gang der Mensa-Projektierung auseinandersetzt. In diesem Artikel wird zunächst über den Stand der Angelegenheit und die Stellungnahme des Kleinen Studentenrats der Universität Auskunft gegeben. Dann setzt sich der Verfasser in forschender, teilweise unbekümmelter Weise mit der Haltung des Erziehungsdirektors, Regierungsrat König, auseinander, den er das eine und andere Mal schlicht »Herr König« nennt, was ihm die »Tat« als Gipfel der Respektlosigkeit ankreidet. Es sei der »Tat« unbenommen, ihren »Herrn König« gegenüber dem Vorwurf in Schutz zu nehmen, es fehle ihm in der Mensa-Angelegenheit an

guten Willen und er verschanze sich hinter Ausflüchten. Es sei ihr desgleichen unbenommen, den Autor des Artikels im »Zürcher Student« einen Flegel, einen »akademischen Flegel sogar«, zu titulieren.

Das dicke Ende kommt jedoch erst. Nach dem Rezept, eine Flegelie sei die andere wert, holt die Redaktion der »Tat« ihrerseits zum Wurf mit der Dreckschleuder aus. Mit einer Unverfrorenheit, die sogar eines »akademischen Flegels« unwürdig wäre, schiebt sie die Schuld am verzögerten Bau der Mensa dem Vorgänger von Regierungsrat König in der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich in die Schuhe. Dabei sind bald sieben Jahre verflossen, seit »Herr König« das »kümmerliche Erbe seines nicht sehr weit vorausblickenden Vorgängers« – so flegelhaftr drückt sich die »Tat« aus, nachdem sie wenige Zeilen vorher einem Studenten die Leviten gelesen hat! – angetreten hat. Nun sollte sogar auf der »Tat«-Redaktion bekannt sein, dass die ersten Projektstudien für eine Mensa viele Jahre zurückliegen, dass also die mangelnde Realisierung nicht einem längst aus der Regierung ausgeschiedenen, um unser Erziehungswesen sehr verdienten Magistraten zur Last gelegt werden kann. Niemand verlangt von »Herrn König« das, was zuvor »sehr freisinnig« verschlafen worden sei. Vielmehr erwartet man konkrete Schritte zur Realisierung einer Mensa, wie sie wiederholt gerade in freisinnigen Vorstößen, zuletzt in einer Motion im Januar 1963, verlangt worden ist. Glaubte die »Tat« wirklich, den seit sieben Jahren amtierenden Erziehungsdirektor mit üblen Flegelien aus der Patsche ziehen zu können, als sie an irgendeiner Stelle des gerügten Artikels im »Zürcher Student« zu finden sind?!

Ebenfalls in der NZZ führt je in einem längeren Artikel insbesondere zum Provisorium und zur Sitzung des GStR folgendes aus:

Die Studenten und ihre Mensa

Gegen ein Provisorium hat Erziehungsdirektor König drei Gründe einzuwenden: die Kosten seien zu hoch, die Küche genüge nicht, und das Projekt sehe keine Luftschutzräume vor. Auch an diesem Projekt konnten keine wesentlichen Einsparungen vorgenommen werden. Aber es wurde schon oben betont, dass ein Provisorium, das die Leistung des 6,5-Millionen-Definitivums erbringen muss, kaum noch billiger sein kann (ganz zu schweigen von der Tatsache, dass das lange Zögern infolge der Bauseitigung bereits eine erhebliche Kostensteigerung bewirkte). Dieser Grund wurde denn von den Studenten auch nicht angenommen. Was das Argument der »Dreiviertelküche« angeht: Erziehungsdirektor König fordert unbedingt eine Vollküche, was das Projekt verteuern würde. Er betrachtet eine Dreiviertelküche als ungenügend. Wenn man aber bedenkt, dass auch die Mönchepflicht-Organisation nach einem ähnlichen System mit grossem Erfolg arbeitet, fällt das Argument der Erziehungsdirektion dahin. Die Studenten haben dieses Argument nur mit Kopfschütteln zur Kenntnis genommen, um so mehr, als es beim erstmaligen, als dieses Projekt vorlag, nicht vorgebracht wurde, genau so wie der dritte Einwand, die plötzliche Forderung nach Luftschutzräumen. Es wurde von juristischer Seite dargelegt, dass die Forderung von Luftschutzräumen zwar bei Neubauten gesetzlich bestünde, dass der Kanton aber befugt sei, Ausnahmen zu bewilligen. Eine solche Ausnahme könnte sich gerade bei einem Provisorium aufdrängen, um so eher, als in diesem Fall der Kanton in eigener Sache entscheiden könnte. Dazu kommt noch, dass im neuesten Projekt eines Definitivums keine Luftschutzräume geplant sind, da man für die Hochschule andere unterirdische Räume vorgesehen hat (die ausgebauten unterirdische Garage beim Central).

Die gleiche Stimmung kam auch in der ausserordentlichen Sitzung des Grossen Studentenrates zum Ausdruck. Zwar versuchte zuerst der Kleine Studentenrat (Exekutive), den Erziehungsdirektor in Schutz zu nehmen mit der Aufzählung seiner bisherigen Leistungen zugunsten der Universität,

Euch ziemt es stets, das Maul zu halten

Zu Becks Rede im Nationalrat »Mir gor das Blut«.

Obgleich die verschiedenen Pressestimmen der Parteien die Richtigkeit der von Prof. M. Beck, Universität Zürich, in der Bundesversammlung aufgeworfenen Fragwürdigkeit der Bundesratswahlen nicht leugnen können, scheuen sie sich nicht, ihm selbst als den »falschen Mann am falschen Platz zur falschen Zeit« hinzustellen. Hat Prof. Beck lediglich ein System angegriffen, keineswegs aber eine Persönlichkeit, so geschieht ihm jetzt das Gegenteil. Der unliebsame Manner wird als Original, Nonkonformist und Unabhängiger abgestempelt. Diese Unabhängigkeit scheint vor allem ein Dorn im Auge der Parteien zu sein. Der naheliegende Schluss, dass Prof. Beck nicht aus purem Unsinn in den Rat gewählt wurde, dass er es ungleich schwerer als irgendein von einer Partei portierter Kandidat gehabt haben muss und infolgedessen zweifellos qualifiziert ist, scheint irrig zu sein. Denn er »vergreift« sich im Ton, argumentiert falsch und versagt selbst in seinem ureigenen Fach. Seine Zivilcourage ist nichts als Nonkonformismus à l'extrême, seine Worte ungehörig vor der erlauchten Versammlung.

Warum? Weil Prof. Beck sich nicht einschüchtern lässt, sein Geist nicht um und im Bundeshaus nicht Ende findet, sondern kritisch vorausieht. Endlich, weil er keiner Partei angehört und zu Recht moniert, dass ein Bundesrat nicht als Vertre-

ter einer Partei, einer Finanzgruppe, einer Religion, eines Kantons auftreten soll, sondern als ein den Interessen der Schweiz und ausschliesslich ihnen verpflichteter höchster Funktionär des Landes.

Aber das darf man nicht sagen, schon gar nicht vor einer Bundesratswahl. Wehe dem, der gleichwohl das Prestige der Parteien und ihre eingefessene Tradition 2-2-1 attackiert. Das kann kein Mann von Geist, kein Politiker; das muss ein Original und »falscher« Mann sein. Auf jeden Fall ist er aber in der Bundesversammlung unangebracht, es sei denn, er schweige und schweige und schweige sich und jene, die ihm vertrauen, zu Tode – um Ordnung und Würde der Wahl, Geist und Bürde der hohen Magistraten und ihrer Parteien nicht zu schänden. Oder sollte er, der Universitätsprofessor, bei Heine nie gefunden haben: Vertrauet eurem Magistrat. Der fromm und liebend schützt den Staat Durch heidreich hochwohlwaisles Walten; Euch ziemt es, stets das Maul zu halten.

Er hätte vielleicht doch einer Partei beitreten sollen. Dann wüsste er um Heine, auch ohne von ihm zu wissen.

Spargel, Kathexis und Phantasie

Vor einigen Wochen war Dr. Dichter in Zürich. Dr. Ernest Dichter, Vater der Marktforschung, der sich, seit seinem Studium in Wien, auf über zwanzigjährige Erfahrung stützen kann. Es ist nötig, dies zu sagen, um Dichters wissenschaftliche Leistung nicht zu unterschätzen. In seinem »Handbuch der Kaufmotive«, Econ-Verlag Stuttgart, 1. Auflage 1964, gibt er seine Erkenntnisse preis, die hier gewürdigt werden sollen. Sei es Spargel, Strumpf, Bier, Wolle oder Tee, alles hat er erforscht. Und überall ist der Dichter am Werk, ist es doch nur dem Dichter möglich, vor allem die geschlechtliche Symbolik fast eines jeden Artikels zu durchleuchten. Gerade der Spargel sei herausgegriffen: »Weger seiner eigenartigen Form gewinnt der Spargel die Bedeutung eines phallischen Symbols. Die besondere Art des Anbaus und Wachstums macht die sexuelle Bedeutung des Spargels erst möglich. Er wächst in tiefen Gräben heran, im Frühjahr stossen die ersten Spitzen aus dem Boden und wachsen so schnell, dass man fast meint, dabei zusehen zu können«, schreibt der Dichter. Man stelle sich vor, wie man von solchen Beobachtungen profitieren kann: Sind Sie sich bewusst, welche Wirkung Sie – aufs Unterbewusstsein natürlich des andern Geschlechtes – erzielen können, wenn Sie Spargel essen, diesen zarten, starren, an der Spitze weichen Stengel zum Mund führen und mit gerundeten Lippen gierig daran lutschen? Da man die verschiedenen Abschnitte von Dichters Buch, abgesehen vom wissenschaftlichen Interesse, das sie uns abringen, auch mit kulinarischem Genuss verarbeitet und auf den Eigengebrauch zurechtstellt, sei es nicht unterlassen, am Beispiel »Strümpfe« den Herren Genuss und den Damen praktische Tips zu verschaffen. »Die starke Symbolkraft der Strümpfe beruht darauf, dass sie einem anderen erotischen Anziehungspunkt schmeicheln, schreibt der Dichter, nachdem Dr. Dichter als Resultat seiner Forschung festgestellt hatte: »Sie werden heute grösstenteils nahtlos hergestellt.« Und: »Sie sind auf manche Weise unpraktisch und auch frivol.« Ist Ihnen das denn noch nie aufgefallen? Welcher Mann kann seine Erregung meistern, wenn die Verführerin, rück lächelnd, die Beine übereinanderschlägt, den Kock nach einem kurzen Blick vorzieht, mit dem übergeschlagenen Bein leicht wippt und, den Fuss nicht unbewusst gestreckt, die Oberschenkel, anfangs kaum bemerkbar, dann aber immer intensiver – es bereite den Damen Genuss, stellt Dr. Dichter fest – aneinander reibt! Wie doch ein billiger Strumpf sogar mit akustischen Mitteln, seinem rhythmischen Klang, ungeahnte Erfolge verschaffen kann! Ein Lob der dichterischen Phantasie.

Volkrecht

Das Volksrecht weiss von einem sozialdemokratischen Vorfass im Kantonsrat zu berichten:

Otto Sigrist hat folgende Interpellation eingereicht:

Am 25. März 1963 wurde der Regierungsrat durch eine Motion ersucht, dem Kantonsrat Bericht und Antrag zu unterbreiten, wie dem Mangel an Verpflegungsmöglichkeiten für die Studierenden an unsern Hochschulen raschestens auf zweckmässige Weise abgeholfen werden kann. Und mit einer Motion vom 24. Juni 1963 wurde der Regierungsrat eingeladen, dem Kantonsrat ungesäumt eine Kreditvorlage für den Bau einer Mensa zu unterbreiten. Wie dem »Zürcher Studenten«, dem Organ der Studentenschaft der Universität Zürich und der ETH, entnommen werden kann, sind unsere Hochschulstudenten über die dilatorische Behandlung der Mensa-Angelegenheit besorgt und empört.

Ich bitte den Regierungsrat, die folgenden Fragen zu beantworten:

1. Aus welchen Gründen wurden die Projekte von ETH-Professor Ronner nicht weiter bearbeitet?
2. Hat sich der Regierungsrat für die Ausführung eines andern Projekts entschieden; wenn ja, für welches?
3. Ist der Regierungsrat in der Lage, dem Kantonsrat einen Zeitplan vorzulegen über a) Unterbreitung der Kreditvorlage, b) Baubeginn, c) Aufnahme des Betriebs der Mensa?



ter einer Partei, einer Finanzgruppe, einer Religion, eines Kantons auftreten soll, sondern als ein den Interessen der Schweiz und ausschliesslich ihnen verpflichteter höchster Funktionär des Landes.

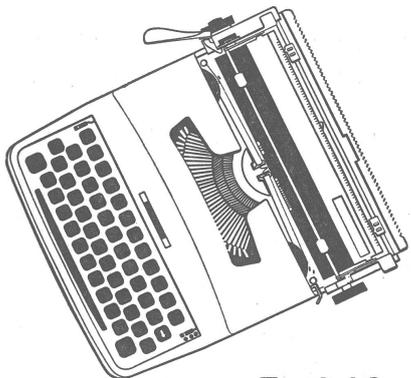
Wenn auch alles anzugreifen und nichts fundiert ist, bleibt Dichters Werk doch das erste in einer langen Reihe tiefer schürfender Werke. Er ist mit seinem »Handbuch der Kaufmotive« der Vater einer Wissenschaft. – Da diese Wissenschaft aber aufstrebend ist, haben viele Söhne ihren Vater getroffen. Trotzdem lasse es sich niemand nehmen, das Buch zu lesen. Er denke nur an die Freude, die ihm Artikel über Aphrodisiaka oder Kondome bereiten können.

DISS

— ERTATIONEN
drucken wir mit
IBM-Schrift in Offset
gut - schnell - preiswert

L. Speich AG Zürich

Brandschenkestrasse 47 Tel. (051) 27 08 50



Fr. 348.-

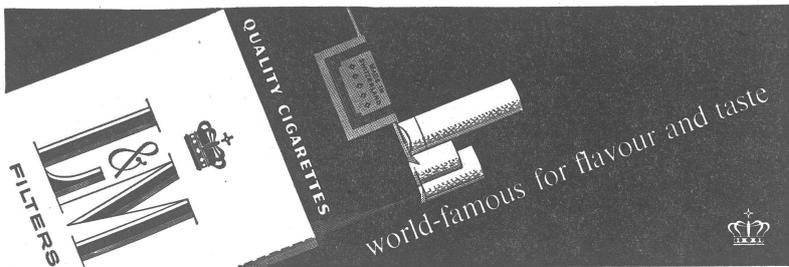
Die Lettera 32 hat alle Vorzüge einer echten Reiseschreibmaschine, denn sie ist handlich und leicht, geeignet für kleine und grosse Reisen im Auto, der Eisenbahn, dem Flugzeug und jedem anderen Verkehrsmittel. Bequem kann man sie mitnehmen von einem Ende der Welt zum anderen, von einem Ort zum anderen. In jedes Haus gehört heute ein modernes Schreibinstrument, besonders aber eine Reiseschreibmaschine wie die Lettera 32, die alle Einrichtungen einer modernen Büromaschine in sich vereinigt: sie ist widerstandsfähig, robust in der Konstruktion und liefert immer ein klares, regelmässiges Schriftbild.

**Olivetti
Lettera 32**

Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S. A. B.

OLIVETTI (SUISSE) S. A.

Zürich 3 Steinstrasse 21



...auch eins...

Klar - auch ein(e)l Ein köstlich
kühles «Coca-Cola» natürlich!
Sie wissen ja: erfrischt geht alles noch viel besser!
Und «Coca-Cola» - ja, das erfrischt richtig!

TRINK
Coca-Cola
LIMONADE GÄRBEUSE

Für die Pause die Normalflasche,
für den grossen Durst die elegante Grossflasche,
für zu Hause die vorteilhafte Familienflasche.

Refresco AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

MIGROS

Freitag
14. Januar
1966

Die Zeitung
in der Zeitung

Wir zitieren aus dem »Wir Brückenbauer«:

Amtlich zugegeben: 4,9 Prozent Teuerung

W. A. Es wird dem »BIGA« (Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit) sicher schwergelassen sein, als es vor einigen Tagen die Preisentwicklung bis Ende 1965 bekanntgeben musste:

»Index 220,1 Punkte - im Vergleich zum Stand vor Jahresfrist von 209,8 Punkten beträgt die Zunahme 4,9 Prozent.«

Alsdann werden einige Preiserhöhungen auf Lebensmitteln und beim Heizöl zur Begründung angegeben. Die auf 1. Januar oder 1. April des begonnenen Jahres in Kraft tretenden Mietzinsaufschläge sind jedoch noch nicht berücksichtigt. Die Index-

steigerung wird also weitergehen.

Gedämpfte Neujahrsansprache

Die Teuerung hat offenbar nicht nur die Wirtschaft, sondern auch den Bundespräsidenten gedämpft. Er sagte anlässlich seiner Neujahrsansprache, es falle ihm »gar nicht so leicht, die traditionellen Glückwünsche zum Jahreswechsel auszusprechen«. Das verwundert uns nicht angesichts der Indexzahlen - aber es ist ein ganz anderer Ton als vor einem Jahr, da die Dämpfungsmassnahmen als Wundermittel gegen die Teuerung dem Volk angepriesen wurden.

Sicher hatte der Bundespräsident recht, als er ausführte, wir bräuchten nicht alles auf einmal zu beschaffen und könnten nicht Widersprüchliches zur gleichen Zeit verwirklichen. Man kann ihm auch beipflichten, dass der Gruppenegoismus nicht ins Kraut schiessen dürfe und manchmal sogar Opfer angezeigt seien. Aber diese Opfer sollen nicht in erster Linie von den wirtschaftlich Schwachen aufgebracht werden, die mit ihrer Hände Arbeit um mehr Lohn und grössere Freizeit ringen.

So ist es aber im letzten Jahr herausgekommen. Unter der Teuerung hatten die Konsumenten zu leiden, die als Lohnempfänger die höheren Preise nicht weitergeben konnten. Sie erlebten wieder einmal die Wahrheit des Sprichwortes: Den letzten beißen die Hunde.

Zurückgehender Wohnungsbau

Neben dem Index der Lebensmittel erschrecken uns noch andere Zahlen: Die Wohnbaubewilligungen! Diese betragen von jeweiligen Januar bis November in 65 statistisch erfassten Schweizer Städten:

| | |
|------|--------|
| 1963 | 23 994 |
| 1964 | 25 750 |
| 1965 | 17 946 |

Die Wohnbaubewilligungen sind demnach im vergangenen Jahr um 27 Prozent, also um mehr als ein Viertel zurückgegangen. Beziehen wir diese Zahlen auf das ganze Land, so werden uns

1966 schätzungsweise 10 000 bis 12 000 Wohnungen fehlen

Dabei wissen wir nicht, wie viele der bewilligten Wohnungen tatsächlich gebaut werden. Angesichts der neuerdings verschärften Kapitalknapp-

heit müssen 1966 wohl verschiedene Bauherren auf die Ausführung geplanter Wohnbauten verzichten. Der Wohnungsmangel wird sich weiter verschärfen.

Vergessene Versprechen

Als vor bald zwei Jahren im Nationalrat die Befürchtung ausgesprochen wurde, es stünden in Zukunft zu wenig Kapitalien in Form von Hypotheken mit niederen Zinsen für den Wohnbau zur Verfügung, da beruhigten zwei Bundesräte die misstrauisch gewordenen Volkstreter:

Sie stellten eine Privilegierung der Wohnbaufinanzierung von Nationalbank und Bundesbehörden in Aussicht.

Nach diesen Beruhigungspillen gab der Kommissionspräsident seiner »Genugtuung« Ausdruck, dass »Kapitalmarkt und Zinsgestaltung mit äusserster Sorgfalt« überdacht wurden - und der Volkswirtschaftsminister sagte abschliessend:

»Ich unterstreiche mit voller Ueberzeugung auch vom Standpunkt der Volkswirtschaft aus, dass mit dem System, wie es Finanzdepartement und Nationalbank vorsehen, die Möglichkeiten für den Wohnungsbau ausgeschöpft werden können und die Hypothekarkredite der Landwirtschaft gesichert bleiben. Wir haben zwei zusätzliche wichtige Garantien auf diesem Gebiet: Einmal die Finanzierungsverpflichtung für den sozialen Wohnungsbau. Wir haben die Viertelmilliarde Investitionskredit für die Landwirtschaft, bei der man, wenn sie aufgebraucht ist, allenfalls nachdoppeln könnte. Diese beiden Garantien sollten die letzten Bedenken beseitigen.«

Die vorher misstrauische Ratsmehrheit liess sich tatsächlich durch diese Worte beruhigen. Leider. Heute müssen wir feststellen, dass die Versprechen nicht eingelöst wurden und der Vergessenheit anheimfallen sollen.

Vernunft statt Prestige

Jeder von uns kann eine Situation unrichtig beurteilen, sich täuschen und falsche Entscheide treffen. Früher oder später kommt jedoch der Augenblick, da sich der Irrtum zeigt und eingestanden werden muss. Dieses Eingestehen fällt vielen Schweizern schwer - insbesondere den Behörden. Sie glauben, ihr Prestige hänge von ihrer Fehlerlosigkeit ab. Weit gefehlt! Unser Volk verzeiht Irrtümer grosszügig, sofern sie offen zugegeben werden.

Leider warten wir seit Monaten umsonst auf ein solches Eingeständnis des Bundesrates. Er meint offenbar, sein Ansehen werde geschmälert, wenn er den grossen wirtschaftspolitischen Irrtum seiner Dämpfungsmassnahmen zugebe. Darum lässt er, entgegen dem Wunsch des Ständerates, den Baubeschluss nicht schon auf Ende 1965, sondern erst auf März 1966 auslaufen. Darum will er den Kreditbeschluss (mit Lockerungen) noch um ein weiteres Jahr verlängern. Das Prestige soll also über die Vernunft siegen.

Was braucht es denn noch zur Umkehr? Genügt das amtliche Eingeständnis einer Teuerung von 4,9 Prozent nicht? Eine Teuerung, die man zum Verschwinden bringen wollte, die nun aber grösser ist als je zuvor.

Würde man die Abstimmung vom letzten Februar wiederholen, so würde das Volk entschieden Nein sagen.

Bildung oder Ausbildung?

Die Förderung der wissenschaftlichen Ausbildung

Mit der Herausgabe des VSETH-Konzeptes vom 14. Dezember 1965 hat die Studentenschaft der ETH den ersten massgebenden Schritt im Hinblick auf eine umfassende Reform des Studiums getan. Wichtigstes Erfordernis für diese Reform ist zur Zeit eine sachliche Diskussion unter allen Interessierten, in der die verschiedenen Meinungen und Standpunkte konfrontiert, gewertet und gewisse Ergebnisse herausgeschält werden können.

Der Zürcher Student ist gewillt, an diesem Gespräch teilzunehmen und in freier Folge Beiträge erscheinen zu lassen, die der Erhellung des einen oder andern Aspekts der Hochschulreform dienen können. Die entsprechenden Artikel werden fortan unter diesem Titel figurieren; als Verantwortliche für diese Sonderbeilage zeichnen Xavier Achermann und Pierre Strittmatter.

Als ersten Beitrag in obgenanntem Sinne bringen wir Ausschnitte aus dem Festvortrag, der von Professor Dr. Max Imboden anlässlich der Generalversammlung des SIA vom 12. Juni 1965 in Basel gehalten wurde:

Die Förderung der wissenschaftlichen Ausbildung

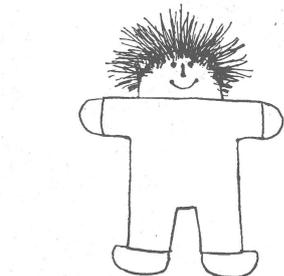
Ausschnitte aus einem Vortrag von Prof. Dr. Max Imboden

Der Ausbau unserer Hochschulen wird riesige Mittel verschlingen. Vom gegenwärtigen Menschen zu erwarten, dass er in einem so ungeheuren Mass Opfer für die Zukunft erbringe, beinhaltet zugleich eine grosse Verpflichtung. Wir müssen die Gewähr dafür übernehmen können, die gegebenen Mittel aufs Beste zu verwenden. Das zwingt dazu, unablässig und immer wieder von neuem die Frage zu stellen, ob unser Hochschulsystem auf der Höhe der Zeit steht und ob es einen grösstmöglichen Nutzen gewährleistet. Ein unbesehenes Ja wäre nicht glaubwürdig. Niemand wird sich darüber täuschen, dass Reformen notwendig sind. Fünf Anliegen stehen im Vordergrund:

1. Voran wird die Erkenntnis zu stellen sein, dass innerhalb des Studienganges immer deutlicher zwischen Grundausbildung und Fortbildung zu unterscheiden ist. Dies wird sich von zwei Seiten nahelegen: von den Gegebenheiten moderner Forschung wie von den beruflichen Notwendigkeiten der modernen Gesellschaft. Jeden Akademiker an der Hochschule zum selbständig tätigen Forscher reifen zu lassen ist ein nicht mehr erreichbares Ziel; nur eine Minderheit wird diese letzte Stufe akademischer Geistesschulung erreichen können. Und von der heutigen Gesellschaft lässt sich sagen, dass sie nicht nur mehr Akademiker braucht; ebensowenig benötigt sie Akademiker in sehr unterschiedlichen Funktions- und Ausbildungsstufen. Die Skala reicht vom wissenschaftlich solid ausgebildeten und praktisch brauchbaren Fachmann bis zum schöpferisch tätigen geistigen Pionier. Dieser Vielfalt der inneren und äusseren Bedürfnisse lässt sich nur dadurch Rechnung tragen, dass das Studium zweistufig gestaltet wird. Eine erste Stufe, diejenige der Grundausbildung, hat jenes Wissen und Können zu vermitteln, das wir bei jedem Akademiker voraussetzen. Wohl die Mehrzahl der Studenten wird nach Erreichung dieser Stufe die Hochschule verlassen und in eine praktische Tätigkeit eintreten. Diejenigen, die bleiben und die sich einer Fortbildung unterziehen, sollen an die eigentliche Front moderner Forschens herangeführt werden. Sie sollen zu dem heranreifen, was im alten Sinne der *doctore* sein wollte. Die systematische

Entwicklung einer zweiten Ausbildungsstufe steht heute in den meisten Disziplinen noch in den Anfängen. Andere Länder sind uns sichtbar voraus. Das dürfte mit ein Grund sein, warum zu viele unserer besten Leute unserem Lande verloren gehen.

Wenn wir freilich danach fragen, wie sich infolge der ansteigenden Studentenzahlen der zukünftige Berufsauftritt verändern wird, dann haben wir jene jungen Menschen, die an der Hochschule vor allem ein Bildungsstudium verwirklichen, gesondert zu zählen. Der reale Zuwachs an Anwärtern auf die klassischen akademischen Berufe sinkt



dann nochmals zurück. Ich würde meinen, dass wir diesen realen Zuwachs auf nicht mehr als auf ein Drittel ansetzen dürfen.

2. Wenn sich aber schon eine systematische Ausgliederung von Grundausbildung und Fortbildung vollzieht, dann wird ein zweites mit uns so mehr Berechtigung verlangt werden müssen: Das Grundstudium darf sich in keinem Fall weiter verlängern; es sollte im Gegenteil eher enger gefasst werden. Abgesehen von der Medizin, wo die Verhältnisse besonders und nicht vergleichbar sind, müsste die Grundausbildung von den Durchschnittsbegabten aller Disziplinen in vier bis fünf Jahren bewältigt werden können. Die heutige Wirklichkeit ist zum Teil anders. So ist denn auch die Möglichkeit nicht auszuschliessen, der feststellbare relative Rückgang der Examenshäufigkeit sei durch eine Verlängerung der Studiendauer mitverursacht.

Jeder Fensterflügel hat drei Scheiben, über dem Rahmen, der die mittlere Scheibe von der oberen trennt, sehe ich den zarten Wipfel einer kleinen Birke sich im Winde sanft hin- und herwiegen. Ich vertiefe mich in den Anblick dieses sich sanft wiegenden Wipfels, und dies alles zusammen – so nehme ich an –, nämlich die volkstümliche Musik, der hin und her schwankende Wipfel, der blaue Himmel dahinter und selbstverständlich eine nicht erklärbare innere Gestimmtheit bewirken, dass ich nach vielen Jahren *«xk»* wieder erlebte. Sehr schwach, aber immerhin so, dass ich das Vorhandensein der anderen Welt, die mit unserer Welt ausser dem Sinngegebenen nichts gemein hat, fühle. Was ist die andere Welt? Ich kann darüber nicht mehr sagen, als was ich eben gesagt habe, vielleicht noch dies: Man ist völlig abgelöst von dieser Welt, was hier gilt, Streben, Erkenntnis, Ehrungen, Befriedigungen... gilt dort nichts mehr, und bei aller Unbestimmtheit dessen, was man fühlt, trägt einem das, was man fühlt, eine Gewissheit zu, die in dieser Welt in nichts erreicht werden kann. Das ist es, sagt man sich, und weiss nicht, was es ist.

Wer das nie erlebt hat, kann mich nicht verstehen. Für ihn ist meine Gewissheit bloss Gefühlsmuselei. Für mich aber bleibt fraglich, ob für das, was ich meine, Gefühl das richtige Wort sei.

Und jetzt, da ich schreibe, das Erlebnis hinter mir liegt und sich der spekulierende Geist meldet, frage ich mich: gibt es neben dieser und neben der anderen noch eine dritte, eine vierte, eine fünfte Welt, alle darauf aufgebaut, was unsern Sinnen gegeben ist? Aber mit dieser Frage nähere ich mich der Geschichte der Weltbilder. Während ich *«xk»* erlebte, fragte ich nicht danach. Die Gewissheit war zu stark. Wessen ich gewiss war, hat mit der Geschichte der Weltbilder nichts zu tun.

Mein Buch, weit entfernt von einem naturalistischen Bewusstseinsablauf, ist zusammengestellt. Dabei war die Frage: wie soll ich es zusammenstellen? Je nach Zusammenstellung ist die Wirkung verschieden, wird fast ein anderes Buch. Ich empfehle dem Leser, sich ans einzelne zu halten und keinen äusseren Zusammenhang zu suchen, es gibt nur einen inneren, und der bin ich. Aber wie ich auch immer das Buch zusammenstelle, sein Gleichnischarakter bleibt derselbe. Mit der Unkenntlichkeit um einen besseren Zusammenhang gehe ich nun von einem nichtdarstellbaren Erlebnis zu einem anschaulichen über.

Zur Kunst

Der Schriftsteller, der sich an den Schreibtisch setzt, ist in ähnlicher Lage wie der Mann, der sich an den Spieltisch setzt: beide wissen nicht, ob es gelingen wird.

Im privaten Dasein gilt uns derjenige als hoffnungslos überlastet, der unter dem Druck seiner dauernden Ueberbelastung nicht einmal mehr dazu kommt, an seine eigene Entlastung zu denken. Diese Gefahr könnte in anderer Weise auch den Hochschulen drohen. Der wachsende Andrang führt zu Stauungen im Studienfortgang und im Studienabschluss. Diese Stauungen machen den Engpass noch enger und die Bedürfnis noch grösser. Sich selbst potenzierend droht Ueberfüllung fortzuwirken. Die Notwendigkeit einer klaren Begrenzung des Grundstudiums stellt daher eine der allerdingendsten Forderungen dar. Sie verlangt freilich, soll nicht die Qualität der akademischen Ausbildung sinken, zugleich auch eine Intensivierung des Studiums. Und diese wiederum setzt eine grössere Zahl von Lehrkräften voraus. Hier liegt denn auch der innere Grund, warum ich den personellen Ausbau der Hochschulen an die erste Stelle setzen möchte. Wir wirken damit dem entgegen, was man eine »Entwicklungsstauung«, eine durch innere Ueberforderung bewirkte künstliche Aufblähung unserer Hochschulen bezeichnen kann. So widersprüchlich es tönen mag, es scheint doch richtig zu sein: Eine Personalvermehrung zur Intensivierung und Begrenzung des Grundstudiums ist vielleicht das wirksamste Mittel, um das Wachstum der Hochschulen in normale Bahnen zu lenken.

3. Aber noch eine weitere zweifelnde Frage muss sich stellen, wenn die Zahl der erfolgreich bewältigten Studienabschlüsse mit der Zahl der Studierenden in Beziehung gebracht wird. Ist nicht auf der Stufe der Hochschulausbildung die Zahl der Fehlleitungen und der individuellen Fehlentscheidungen zu gross? Es ist nur ein Teil der Studenten, der mit klaren und gefestigten Studien- und Berufswünschen an die Hochschule übertritt. Der Prozentsatz der in ihren Zielen schwankenden und daher noch von aussen bestimmbaren jungen Menschen ist nach aller Erfahrung grösser als man glaubt; ja manches spricht dafür, dass der Anteil der in diesem Sinne noch nicht Entschlossenen wächst. Oft tragen Bilder und Vorstellungen, die der Realität nicht oder nicht mehr entsprechen, zum persönlichen Entscheid bei. So wirkte es z. B. noch in den letzten Jahren auf die Studienwahl nach, dass bestimmte Berufe einmal überfüllt waren, obwohl sich in der Zwischenzeit die Lage gründlich geändert hatte. Umgekehrt gibt es heute – und das vorab im Bereiche der Naturwissenschaften – Studiengebiete, die für begabte junge Menschen in hohem Masse attraktiv sind, die aber in unserem Land noch keine entsprechenden praktischen Wirkungsmöglichkeiten aufweisen.

Was nützt, ist zweierlei: Einmal müssen wir die Berufs- und Studienberatung organisatorisch ausbauen und den Betreuern der Studenten sehr viel konkretere Hinweise vermitteln. Sodann aber müssen wir die Studienwahl und die Berufsstruktur überlegt aufeinander abstimmen. Das heisst nicht, dass wir die Studienwahl mit harter Hand dem erkennbaren Bedarf an praktisch tätigen Akademikern unterordnen sollen. Auch im umgekehrten Sinne wird eine Anpassung unumgänglich sein. Die angewandte Forschung und selbst die wirtschaftliche Entwicklung und die industrielle Produktion werden darauf Rücksicht nehmen müssen,

Wie schön haben es die Menschen eines bürgerlichen Berufes, z. B. die Beamten, insbesondere die Beamten der unteren Grade! Wenn sie nur halbwegs Gutes leisten, so kritisiert sie kein Mensch. Wie schwer haben es dagegen die Künstler, die Schriftsteller, die Musiker, die Maler! Wie viel wird an ihnen herumgerögelt, was wird an ihnen alles gefunden, mit welcher Wollust versucht man sie zu vernichten! Nicht einmal die Weltberühmtheit schützt sie davorn.

Gegen den satanischen Hintergrund des Lebens gehalten, wird alle »schöne Kunst zur Heuchelei. Einem Dichter. Der Stoff muss sich dir aufdrängen. Suchst du ihn, so wirst du bestenfalls eine gewandte Feder, gewandte Federn und überhaupt gewandte Menschen! Nur eine dünne Wand trennt sie vom Erbschleicher.

Es ist der Fehler des erschöpften Dichters, dass er sozusagen aus alter Gewohnheit zu Grosses will, was er dann, eben weil er erschöpft ist, nicht mehr bewältigen kann. Bleibt es ihm versagt, Grosses zu schaffen, so bleibt ihm nicht versagt, Tiefes zu sagen. In einem gewissen Alter muss im Schaffen eines jeden Künstlers ein Dimensionswechsel eintreten.

Von der Sonate. Der Sonatensatz besteht bekanntlich (jedem Musikschüler bekannt) aus Exposition (Aufstellung der Themen), Durchführung (Verarbeitung eines oder mehrerer Themen) und Reprise (mehr oder weniger freie Wiederholung der Exposition). Wer atmet nicht auf, wenn die Durchführung in die Reprise einmündet!

Was für nette und harmlose Menschen wären die Künstler, wenn sie nicht Künstler wären!

Man kann nie sagen, wie etwas gewesen ist, man kann nur sagen, wie es sich einem präsentiert. Der realistische Roman ist eine Illusion, eine Angleichung an die allgemeine Illusion.

Ein Bild, das man immer wieder sieht: Im Vordergrund zwei Prominente (Künstler, Staatsmänner, Rennfahrer usw.), im Hintergrund die lächelnde Umgebung. Warum lächeln sie? Die Psychologie dieses Lächelns wäre einer Untersuchung wert.

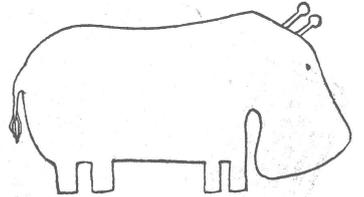
Je mehr der Weg des Künstlers geebnet wird, desto flacher wird seine Kunst.

Unsere Liebe zu Menschen und Sachen (z. B. zu einer Kunst) ist unabhängig von deren Wert, und unsere Empfänglichkeit (z. B. für eine Kunst) ist begrenzt, so wie es auch unser Körper ist. Kunstempfänglichkeit und Kunstseinsicht sind verschiedene Dinge, das eine ist ursprünglicher Natur, das andere ist erworbene Bildung. (Siehe angeborene und erworbene Eigenschaften.)

Wechselt einer seinen Beruf oder rückt in eine höhere Sparte seines Berufes hinauf (z. B. vom Virtuosen zum Komponisten), so geht es lange, bis

wie uns qualifizierte akademisch gebildete Kräfte zur Verfügung stehen.

4. Eine bewusste Raffung des Grundstudiums verlangt weiter danach, die erste Ausbildungsstufe von allem Wissensstoff zu entlasten, dessen Wert ein vorab augenblicksbundener ist. Es besteht heute in einzelnen Studienbereichen die Neigung, zu sehr das zufällig Aktuelle in den Vordergrund zu rücken. Wie auf keiner andern Ausbildungsstufe wird im Grundstudium eine überlegte und überlegene Auswahl zu vollziehen sein: das Bleibende muss vom Zufälligen, das Grundständige vom Belläufigen geschieden werden. Gewiss ist es ein legitimes Anliegen, die Wissenschaft immer wieder mit den besonderen Problemen der Zeit, mit



den im Augenblick wirkenden Bedürfnissen zu konfrontieren. Vielleicht aber sollte diesen Anliegen mehr in periodischen Fortbildungskursen als in der systematischen Basisausbildung entsprochen werden. Damit möchte ich auf eine weitere bedeutsame Wandlung unseres höheren Unterrichtes hinweisen. Das Band zwischen Hochschule und Hochschulabsolvent darf mit dem Schlußexamen nicht gelöst sein. Der immer überstürzte Rhythmus, in dem sich wissenschaftliche Erkenntnis fortentwickelt und erworbenes Wissen sich konsumiert, verlangt nach einem fortdauernden Kontakt. Die Gemeinschaft von Schule, Schüler und Lehrer sollte zu einem das Studium überdauernden festen Kreis werden. In Abständen von einigen Jahren sollten die Akademiker immer wieder Gelegenheit erhalten, ihr Wissen systematisch zu ergänzen und aus dem, was sie in der Praxis bedrängt, die Brücke zur vertieften Erkenntnis zu finden.

5. Eine letzte Forderung kommt dazu. Sie ist vielleicht von allen am schwersten zu erfüllen – deshalb nämlich, weil sie sich an überkommenen Gegebenheiten unseres Landes zu stossen scheint.

Die bunte Vielfalt unseres Hochschulwesens bedeutet für uns Grösse wie Grenze zugleich. Sie stärkt den geistigen Wettbewerb und schafft damit eine Voraussetzung hoher menschlicher Leistung. Zugleich aber bewirkt sie eine Zersplitterung der Mittel – eine Zersplitterung, die in dem Masse schwerer wiegt, als der Aufwand für die höhere Ausbildung steigt. Es bedeutet daher eine Schicksalsfrage für uns, die optimale Mitte zwischen äusserer Vielgestaltigkeit und innerer Gemeinsamkeit zu finden. Nicht erzwungene Einheit, wohl aber überlegte Kooperation muss das Ziel sein.

Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und der National-Zeitung, Basel

sein seine Freunde an diesen Wechsel gewöhnt haben und den neuen Mann an Stelle des alten anreden. (Beispiel: Liszt)

Begrenzte Zeit regt die schöpferische Tätigkeit an, unbegrenzte lähmt sie. Darauf beruht der Wert aller bestellten Kunst.

Jeder Dichter ist einmal erschöpft, der eine früher, der andere später. Ich weiss nicht, ob schon einmal ein Dichter seinen Zustand der Erschöpfung beschrieben hat. Ich bezweifle es, denn um diesen Zustand beschreiben zu können, darf man nicht erschöpft sein.

Der Ausdruck versperrt uns den Weg in die Tiefe, je besser, je schlagender er ist, desto fester ist die Barriere, die er aufgerichtet hat. Los des Dichters: Alles, kaum gesehen, kaum gefühlt, kaum gedacht, wird Ausdruck und damit Literatur und damit auf die Welt Bezogenes (Geschäft, Erfolg, Ruhm). Der Dichter macht mit seinem Gefühl und Gedanken Geschäfte wie der Photograph mit dem Unglück anderer. Darum hasse ich die Literatur. (Sie? meinte da der andere erstauert. – Man will doch leben, antwortete ich, aber es ist der Wille zum Leben, der alles fälscht.)

Es muss ein tiefer Sinn dahinter sein, dass ein bedeutender Wissenschaftler, Ingenieur oder Erfinder nie das Interesse erweckt, die Berühmtheit erlangt, die Begeisterung erzeugt wie ein bedeutender Künstler. Man nennt respektvoll ihren Namen (im grossen Publikum meist vergessen), aber das ist auch alles, obschon sie an Gelehrsamkeit meist, in der Gesinnung oft die Künstler überlegen. (Ich kannte einen Ingenieur, einen vortrefflichen und verdienstvollen Mann, der diese Tatsache einmal etwas bitter feststellte.) Wir bewundern wohl eine schöne und kühne Brücke, wer kümmert sich aber um den Erbauer der Brücke? Während der Name des Schöpfers einer beliebigen Pinsel- oder Kakophonie in aller Munde ist. Woher kommt das?

Alles, was in einem Roman gesagt werden kann, kann auch das Tagebuch sagen. Sie meinen, es fehle die Idee. Die Idee ist der Tagebuchschreiber. Genügt das nicht? Charaktere, Szenen, Landschaftsschilderungen, Betrachtungen... das alles kann ein Tagebuch so gut bieten wie ein Roman, bietet es aber reiner, unmittelbarer, vielfältiger, unbegrenzt durch eine Idee. Der Roman ist ein vollkommen überflüssiges Kunstwerk.

Ich glaube, sein Tiefstes gibt man in gedrückter Stimmung, sein Bestes in gehobener Stimmung.

In dieser Welt ist nichts vollkommen, also gibt es auch kein vollkommenes Kunstwerk. Jedes Kunstwerk ist auf das Wohlwollen des Betrachters angewiesen. Das Wohlwollen des Betrachters füllt aus, was dem Kunstwerk zur Vollkommenheit fehlt.

Hans Albrecht Moser

Erinnerungen eines Reaktionärs

Copyright by Artemis-Verlag

dessen Fensterahmen, etwa in halber Höhe, eine Hand zu sehen war. Nur eine Hand. Es war fast, als streckte sie sich aus dem Rahmen heraus. Hie und da bewegte sie sich ein wenig und ganz langsam auf und ab, bewegten sich auch die Finger. Der dazugehörige Mensch war nicht zu sehen, auch nicht, als ich in der Richtung der Hand weiterging. Der Mensch – Mann, Frau, Kind? – muten einen viele Alltäglichen, aber wie seltsam plötzlich hinzukommt und sie betrachtet, ohne ihren Zusammenhang mit oben und unten, rechts und links, mit vorher und nachher zu kennen. Erscheinen sie einem in einem irdischen oder zeitlichen Zusammenhang, so findet man sie nicht mehr merkwürdig oder gar geheimnisvoll. Die Gewohnheit, sie in einem Zusammenhang zu sehen, macht sie einem vertraut. Aber vergessen darf man nicht: jede Einzelheit, woraus ein Zusammenhang besteht, ist für sich betrachtet, merkwürdig, geheimnisvoll, also muss es auch der Zusammenhang sein. Durch die Gewohnheit daran merken wir es bloss nicht mehr.

Noch dies: Ich sitze in der Wohnstube eines einfachen Landhauses und höre mir die Radionachrichten an. Was man da zu hören bekommt, ist eigentlich immer das gleiche... Ich bin allein im Zimmer, meine Frau macht sich nebenan in der Küche zu schaffen. Nach den Nachrichten wird volkstümliche Musik geboten, Märsche, Chöre, Jodel. Meine Frau streckt den Kopf herein und fragt, ob sie abstellen solle, das Radio steht nämlich dicht neben der Küchentür. Sie meint es aus Rücksicht zu mir. Ich verneine, ich habe gerade Freude an dieser Musik. Meine Frau zieht sich zurück, ich lege mein Buch beiseite und höre zu. Jodel haben es mir von jeher angetan, ich weiss nicht warum. Sie haben auf manche Menschen eine entrückende Wirkung. (Ich bedaure, dass man sie fast nur soak im Radio, in der Wirtsstube und im »Konzertsaal« zu hören bekommt.)

Während ich zuhöre, schaue ich von meinem Platz am Esstisch durchs Fenster ins Freie.

news, facts and gags

VSS

Auf Vorschlag des Wissenschaftsrates hat das Eidg. Departement des Innern eine Kommission für Hochschulstatistik ins Leben gerufen. Damit wurde der Grundstein für eine fundierte und weit-sichtige Hochschulpolitik gelegt. Besonders erfreulich ist, dass damit die Zusammenarbeit in Hochschulangelegenheiten zwischen Behörden und Studenten verstärkt wurde, indem der VSS in der Kommission vertreten ist. Die erste Sitzung hat Mitte Dezember stattgefunden.

Marokko

Der Vorstand des VSS hat am 6. Dezember ein Telegramm an König Hassan II von Marokko geschickt, worin dieser gebeten wird, mehrere Studenten freizulassen, die anlässlich der Demonstrationen im Anschluss an die Entführung von Mehdi Ben Barka ungerechtfertigt verhaftet worden waren. Dies geschah aufgrund von Aufrufen des Marokkanischen Studentenverbandes, aufgrund von Informationen der Internationalen Studentenkonferenz (ISC), aufgrund einer Unterredung mit der Internationalen Juristenkonferenz in Genf und aufgrund eines Berichtes von einem Vertrauensmann des VSS. Es konnte festgestellt werden, dass die marokkanischen Behörden seit den internationalen Protesten um die Vermeidung jeglicher Konflikte mit den Studenten bemüht sind.

Urs Osann

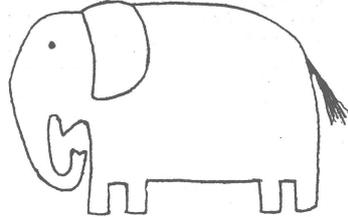
Schweden

In einem offenen Brief an den Rektor der Universität Uppsala nehmen die Friedensvereinigung Uppsala und die Studentenvereinigung »Verdandik« Stellung zu dem Verbot einer Ausstellung über den amerikanischen Krieg in Vietnam, das von dem Rektor der Universität ausgesprochen worden war. Die Studentenvereinigung hatte geplant, im Anschluss an Vorträge und Stellungnahmen dazu Bücher, Photos und Filme über den Krieg in Vietnam in der Vorhalle der Universität zu zeigen. Das Gesuch um die Erlaubnis einer solchen Ausstellung wurde mit folgenden Argu-

kurzfristigen Darlehen an notleidende Studenten besonders zu Studienabschlusszwecken. Für die Kinderkrippe stellte der Rektor der Universität bereits Räume zur Verfügung. Zur Finanzierung der Darlehen wird man sich an die Regierung wenden.

England

Einem Bericht der Studentenvertretung der Universität Cambridge zufolge hat sich die Zahl der geistigen Erkrankungen von Studenten im letzten Jahr um 4 Prozent bis 20 Prozent an den einzelnen Universitäten erhöht. Das Fulbourn Haus in Cam-



bridge, das sich dieser Studenten besonders annimmt, arbeitet seit 1958 mit revolutionären Methoden, davon ausgehend, dass eine psychische Erkrankung auch nur mit psychologischen Mitteln zu heilen sei. Seit der Einführung dieser Methoden ist die Zahl der Kranken, die für lange Zeit im Hospital bleiben müssen, zurückgegangen. Die meisten Patienten gelangen nur bis zum Kent-Haus, einem modernen Gebäude aus Glas und Beton, in dem es keine verschlossenen Türen gibt. Das Haus ist von Sportplätzen umgeben, an deren Gestaltung die Patienten mitarbeiten durften. Die Kranken beschäftigen sich mit Malerei, Bildhauerei, mit Lektüre und der Herausgabe ihrer eigenen Zeitung. Um sie nicht von der Aussenwelt zu isolieren, erlaubt man ihnen, sich tagsüber in der Stadt zu betätigen. Ein längerer Aufenthalt bei den Familien der Erkrankten gehört ebenfalls zur Behandlung. So achten die Aerzte darauf, dass die Patienten ihre normalen Lebensgewohnheiten so weit wie möglich beibehalten.

Sport an den Hochschulen

AKADEMISCHER SPORTVERBAND

Wiederum ist ein ereignisreiches Jahr verflossen. Ich erlaube mir, einen ganz kleinen Rückblick auf das Geschehen im ASVZ zu werfen. Dem umfangreichen Jahresbericht entnehme ich folgende interessante Details:

Die Leichtathleten und Ruderer sind momentan unsere stärkste »Waffek«, die sich auch international sehen lassen darf! In neun verschiedenen Disziplinen errangen unsere Zürcher Studenten den glorreichen Titel eines Schweizer Meisters:

| | | |
|----------------------|-----|----------------|
| Ermatinger Elisabeth | Uni | 200 m |
| Ammann Ernst | Uni | Hammer |
| Barandun Max | Uni | 100 m |
| Zuberbühler Walter | Uni | Weit |
| Meister Alfred | ETH | Skiff |
| Studach Martin | ETH | Doppelzweier |
| Waser Hugo | Uni | Zweier mit St. |
| Hulliger Hans-Peter | ETH | Vierer mit St. |
| Holenstein Peter | ETH | Hallentennis |
| Mannschaft ASVZ | | Mannschafts-OL |

In weiteren 24 Disziplinen gewannen die Studenten beider Fakultäten (Uni und ETH) den Titel eines Schweizerischen Hochschulmeisters. Allen sei hier nochmals recht herzlich zu den feinen Leistungen gratuliert!

Der wohl international grösste Erfolg war uns an der Ruderregatta in Kiel beschieden, wo die Ruderer im 8er-Rennen alle Boote aus 7 Ländern zu deklassieren vermochten. Da die Besetzung der teilnehmenden Nationen sehr stark war, wurde

gegangenen Zimmer zu ersetzen, sondern darüber hinaus das Angebot zu erhöhen. Wir wenden uns mittels dieser Organe an alle, die in der Stadt Zürich leerstehende Liegenschaften besitzen oder uns über solche Hinweise geben können. So ist organisatorisch von seiten des WOKO-Vorstandes alles vorgekehrt, doch fehlt uns noch die zündende Schlagzeile zu unserer Aktion. Auch du bist aufge-



rufen, deinen Teil zu unserem Vorhaben beizutragen. Wir laden dich ein, uns bis am 3. 2. 66 deinen Vorschlag für einen Titel einzusenden. Dich locken nicht nur 20 Fr., sondern auch die Genugtuung, deinen Geistesblitz in allen Tageszeitungen Zürichs zu finden. Unsere Adresse: WOKO, Leonhardstr. 19, 8001 Zürich.

International Students Club

Das Wochenprogramm des ISC für die zweite Hälfte des Wintersemesters:

- Dienstag: ein Orchester übt
- Mittwoch: Wenn schönes Wetter - Eisbahn Dolder, sonst Hallenbad - beides um 20 Uhr
- Donnerstag: 20:00 Uhr Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen. Thema - andere Länder, andere Sitten
- Freitag: 20:00 Uhr Vorträge, anschliessend Tanz. Wenn keine Vorträge, ab 20:00 Uhr Tanz
- Samstag: jeden 2. Samstag Film, anschliessend Gesellschaftsabend
- Sonntag: ab 16:00 Tea-Dance. Ab 19:00 Uhr politische Diskussion.

Libérale Studentenschaft Zürich

- 1. 20. 1. 1966 Gemeinsame Veranstaltungen mit dem »Wirtschaftswissenschaftlichen Verein der Universität Zürich«. Herr Josd wird zum Thema »Probleme der Stadtplanung« sprechen. Restaurant Du Pont, 20:00 Uhr.
- 2. 3. 2. 1966 Diskussion mit den Herren Kandidaten für das Stadtpräsidium Zürichs: Stadtrat A. Maurer, Dr. E. Bieri, Cesar Dunkel
- 3. 15. 2. 1966 2. Ordentliche Mitgliederversammlung. Anschliessend ein Gespräch zum Thema »Fremdarbeiter« mit den Herren Dr. Müller, Canonica und Schmid.



GESELLSCHAFT ZUM FROHLICHEN SCHLOSSELLOCH
Zweierstrasse 15
(Studentenhaus Zürich 4 beim Stauffacher)

Kulturelle Veranstaltungen jeden Dienstag, 20.30

- Dienstag, 25. Januar Skandinavien, Dia-Vortrag mit Res Huber
- Dienstag, 1. Februar Musik von Schallplatten
- Dienstag, 8. Februar Literaturabend: Kurzgeschichtenwettbewerb
- Dienstag, 15. Februar Moskau, Dia-Vortrag
- Dienstag, 22. Februar Photo-Ausstellung (Wettbewerb)

diese Regatta nicht umsonst als Studentische Europameisterschaft bezeichnet. Sozusagen im Vorbeigehen gewann derselbe Achter, zusammengesetzt aus Uni und ETH, noch die deutsche Hochschulmeisterschaft.

Natürlich dürfen wir unseren wackeren Martin Studach (ETH) nicht vergessen, der zusammen mit Melch Bürgin im Doppelzweier Europameister wurde!

Unser Facit: Wahrlich ein ruhmreiches Jahr für den Zürcher Hochschulsport (trotz Mangel an Trainingsstätten!)

Betrachten wir den üblichen Sportbetrieb im vergangenen 1965, so fällt uns vor allem der zahlenmässige Anstieg der Besucherzahlen auf.

| | Wintersemester | Sommersemester |
|--|-----------------------|----------------------|
| Besucherzahlen der allgem. Körperschule: | von 11 465 auf 17 013 | von 5 896 auf 8 827 |
| Durchschnittlicher Wochenbesuch: | von 2 000 auf 2 586 | von 1 701 auf 2 132 |
| Gesamtbesucherzahlen: | 1955 1965 14524 41726 | 1955 1965 7000 21821 |

Die Zunahme innerhalb zehn Jahren verdreifachte sich beinahe. Die Entwicklung bleibt nicht stehen. Wie sieht die Zukunft aus? Die Sportplatz- und Hallenbauten sind stecken geblieben, sie haben sich nicht verdreifacht! Wie soll die Zunahme weiterhin bewältigt werden?

Bruno Dümmler
Hochschulsportlehrer

Gesucht: Eishockey-Hochschulmannschaft Zürich

Auch im Eishockey wird eine schweizerische Hochschulmeisterschaft durchgeführt, jedoch hat Zürich in den letzten Jahren auf eine Teilnahme verzichtet. Dabei besteht kein Zweifel, dass an unseren Hochschulen genügend Eishockeyspieler für mehr als eine Mannschaft immatrikuliert sind.

Die diesjährigen Meisterschaften werden am 21. Februar 1966 in Genf ausgetragen.

Kampffreudige, begeisterte Spieler werden aufgerufen, sich sofort in die Liste am Anschlagbrett der Kurse für Turnen und Sport (vor Zimmer 15 b Ostecke Hauptgebäude ETH) einzutragen. Sobald genügend Meldungen eingegangen sind, werden Angaben über die weitere Organisation bekanntgegeben.

Druckfehler

In Nr. 6/1965 ist uns auf Seite 7 ein sinnentstellender Druckfehler unterlaufen. Im Artikel »Studentisches Wohnen von Dr. Lucius Burckhardt in der 3. Spalte, fünftunterste Zeile, heisst es: »Auch dieses gehört mit zum risikofreien studentischen Leben...« statt: »Auch dieses gehört mit zum Risiko freien studentischen Lebens...«

Die Maquetten sind uns freundlicherweise vom Simmen-Verlag zur Verfügung gestellt worden.

KONGO

Um die Equipe von 24 Schweizer Lehrern, die in Léopoldville und Matadi unterrichten, zu vervollständigen, sucht das Gymnase Pestalozzi (Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz) mehrere Sekundar- und Gymnasiallehrer sprachlicher und naturwissenschaftlicher Richtung.

Wir bieten: Möblierte Wohnung, Gehalt gemäss Unesco-Normen, bezahlte Reise, Versicherungsschutz, Vertrag für 2 bis 4 Jahre. Eintrittsdatum: 1. September 1966.

Interessenten sind gebeten, sich an das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz (HEKS), Stampfenbachstrasse 123, 8006 Zürich, Telefon (051) 26 66 00, zu wenden.

Dürfen wir Sie zu unseren Gästen zählen?

Unibar
Universitätsgebäude

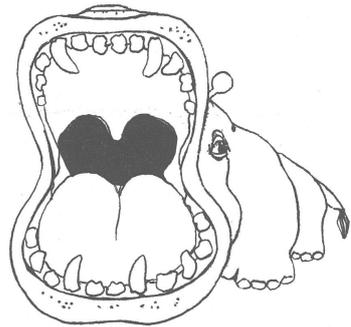
Erfrischungsraum
Zahnärztliches Institut

Erfrischungsraum
Tierspital

Karl der Grosse
Kirchgasse 14
(auch Gaststube 1. Stock)

Olivenbaum
Stadelhoferstrasse 10
(auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein
für alkoholfreie Wirtschaften



menten zurückgewiesen: 1) Bildliche Darstellungen von Terrormassnahmen u. ä. üben eine negative Wirkung auf die Menschen aus und dürfen deshalb nicht gezeigt werden; 2) in einer Universität darf keine Propaganda gemacht werden.

Kinderkrippe für Studentennachwuchs

Die Bildung eines Vereins »Studentische Selbsthilfe e.V.« hat kürzlich der Allgemeine Studentenausschuss der niedersächsischen Universität Göttingen beschlossen. Wichtigste Aufgaben des Vereins sind der Betrieb einer Kinderkrippe für Kinder von Studentenehepaaren und die Vergabe von

Unser Zeilenhonorar Fr. 20.-

Wir haben zu Beginn dieses Semesters den Studenten und einer weiteren Öffentlichkeit die WOKO ausführlich vorgestellt; eingehend haben wir dabei über deren Pläne berichtet und auf die Probleme hingewiesen.

Wenn nun schon wieder über die WOKO gesprochen werden soll und es gar darum geht, nach so kurzer Zeit eine neue Aktion anzukündigen, so tut dies die WOKO getreu der Aufgabe, die in ihrem Zweckparagrafen umschrieben ist: Die WOKO hat den Zweck, zur Lösung des Wohn- und Unterkunftsproblems der Studenten in Zürich beizutragen.

Wir alle wissen, was die Studentensiedlung Höggerberg uns einmal bieten wird. Schon ist ein Vorprojekt erstellt, wichtige Vorarbeiten sind im Gange, und wir dürfen die Hoffnung haben, dass in absehbarer Zeit mit der Verwirklichung gerechnet werden kann. - Parallel dazu gehen unsere Bemühungen, mit provisorischen Lösungen der Zimmernot zu steuern. So haben wir mit der Uebernahme und Vermietung von Allliegschaften recht gute Erfahrungen gemacht. Leider wird unser bisheriges Angebot an Zimmern zu Ende des laufenden Semesters beschritten werden, gehen uns doch 50 Zimmer durch den nun beginnenden Ausbau der ETH verloren.

Die Aktion, zu deren Gelingen wir uns der Presse, des Radios und des Fernsehens bedienen werden, soll uns die Möglichkeit bringen, für das kommende Sommersemester nicht nur die verloren-

**Dissertationen
Offsetdruck
Dissertationen
Buchdruck
Dissertationen**

Am vorteilhaftesten mit preisgünstigstem IBM-Satz (Kohleband). Per Doppelseite inkl. Beschriftung, Verkleinerung, Papier und Druck (300 Ex.) Fr. 42.00 Fotokopieren Fr. 0.50. Alle Drucksachen preisgünstig.

ok Organisation Kolb
Uraniast. 20, 8001 Zürich
Tel. 25 78 35/36, 23 24 68

THEATER

Das Gartenfest

Das Haus

Der Allzwecksaal des Theaters am Neumarkt, wie wir ihn seit langem kennen, hat sich gründlich geändert: er ist zum intimen Theateraum geworden, in dem eine ganz spezifische Atmosphäre herrscht. Den Zuschauer, vor allem den in den hinteren Rängen, werden die aufsteigenden Reihen freuen, denn auch von zuhinterst kann er ohne grosse Schwierigkeiten den Vorgängen auf der Bühne folgen.

Für die Bühne wurde eine sehr vorteilhafte Lösung gefunden. Da der Raum ohnehin schon knapp bemessen ist und ein Vorhang, der an den Seiten zusammengegriffen wird, ihn noch mehr verkleinert, liess sich der Bühnenbildner Ambrosius Humm etwas einfaches: eine stabile Konstruktion, eine grosse Platte nämlich, die, wird gespielt, nach oben geklappt wird und somit als Decke zugleich ins Bühnenbild einbezogen werden kann. Damit, dass Humm das Bild selbst von der Bühne weiter in den Zuschauerraum gezogen hat, lässt er den Zuschauer langsam über verschiedene Stufen sich vorbereiten: erst die Lampions, dann begrüss ihn im Foyer ein Festmeister im Frack, und schliesslich lässt das Bühnenbild im Saal schon etwas von dem ahnen, das sich auf den Brettern ereignen wird: Man sieht der Aufführung mit Spannung entgegen.

Der Autor

Der heute dreissigjährige Vaclav Havel aus Prag, von dem unser Stück stammt, kam auf Umwegen zum Theater. Nachdem er neben seiner Arbeit als Laborant eine Abendmatur bestanden hatte, kam er zum Studium der Oekonomie des Automobiltransportes, von dem ihn der Militärdienst erlöste. Erst seit 1959 ist er dem Theater verpflichtet. Von der Pike auf lernte er alle möglichen Chargen: Kulissenschieber, Beleuchter, Sekretär und Lektor. Heute ist er Dramaturg am »Theater am Gelände« in Prag, einem kleinen intimen Haus, in dem ein Kreis theaterbegeisterter junger Leute treffliche Arbeit leistet, und studiert nebenbei an der Akademie der musischen Künste Dramaturgie.

Sein Werk besteht bis jetzt neben den üblichen lyrisch gemeinten Jugendergüssen aus Theaterstücken.

Das Stück

Der ehemalige Student der Oekonomie des Automobiltransportes lernte während seines Studiums wohl besonders gut ein Spezifikum östlicher, aber auch anderer etwas schwerfälliger Staatsverwaltungen kennen: Die Phrase, eine Aussage, der der Sprechende keinen Inhalt mehr geben kann, die nur noch als sprachliche Form besteht, und somit nichts mehr aussagt über den Gegenstand, sondern nur noch über ihren Sprecher, der persönliches Interesse durch Schablonen und Konventionen ersetzt. Die Phrase ist als Grundeinfall des Spiels in jedem Augenblick auch der die Handlung tragende Grund. Auf zwei Ebenen wird gezeigt, wie sie gebraucht wird, was sie vermag: In der häuslich bürgerlichen Atmosphäre

der Familie Pendek lebt der Sohn, Schachspieler Hugo. Man wartet eben auf einen Jugendfreund des Vaters, einen hohen Funktionär, der Hugo helfen soll, eine Anstellung zu finden. Zwischen den beiden Eltern gibt es kein anderes Verständigungsmittel als Phrasen und geflügelte Worte.

Es scheint, dass in der Familie nur noch gesprochen wird, damit man nicht schweigt, damit ein Schein des Zusammenlebens gewahrt bleibt.

Die Stagnation zeigen auch die Themenkreise, die im Gespräch immer wieder auftauchen: der Onkel, der es zu etwas gebracht hat, ein unproduktives Ideal; dann philosophiert der Vater über den Mittelstand, diese Klasse bleibe stets bestehen, in allen Kriegen und Nöten, sie sei der Kern eines Volkes und gehe nicht unter – träge Selbstzufriedenheit wird deutlich. Und schliesslich ist oft die Rede von einer grossen Gefahr: die Chinesen – Furcht als Zeichen einer Angst, die aber dennoch nie wirklich ans Leben greift, sie bleibt in ihrer Grösse ungreifbar, man spürt sie nicht, redet nur darüber: Sie ist eine Phrase.

In dieser Welt der unproduktiven Idealverehrung, der ungerechtfertigten Selbstzufriedenheit und der phrasenhaften Angst wartet man also auf den hohen Funktionär. Er kommt aber nicht, so dass Hugo, der sich inzwischen die Sprache der Phrasen angeeignet hat, seine Eltern verlässt, um ihn zu suchen. Dadurch, dass Hugo sich den Umgangston seiner Eltern zu eigen gemacht, überwindet er ihre Welt und vermag zu sehen.

Der Funktionär soll am Gartenfest des Amtes für Auflösung sein, wohin sich Hugo denn begibt. Das Gartenfest wurde arrangiert, um den menschlichen Kontakt zwischen den Beamten des Amtes zu fördern, was Hugo aber sieht, widerspricht krass diesem Ziel. Er gelangt zwar nur bis zum Eingang, wo ein Sekretär und eine Sekretärin sitzen; doch schon hier treibt die Phraseologie ihre schönsten und reichsten Blüten. Menschliche Kontakte gibt es nicht, höchstens auf Befehl. Der junge Mann ist ein gelehrtiger Schüler. Was ihm da an sinnentleertem Gefasel vorgesetzt wird, nimmt er auf, macht es sich zu eigen und gelangt endlich soweit, dass er, da er nun die Ausdrucksform der Aemter beherrscht, selbst Herr der Verwaltung wird. Den Gipfel seiner Karriere erreicht er, indem er die Auflösung des Amtes für Auflösung leitet. Ein Zug wird an Hugo immer deutlicher: Je raffinierter er die phrasenhaften Ausdrucksweise beherrscht, desto erschreckender schwindet seine eigene Persönlichkeit. Er wird sich selbst entfremdet, so dass er am Ende zu seinen Eltern heimkehren will, um sich dort selbst zu suchen. Die Phrase hat nun ganz Besitz von ihm ergriffen. Er selbst ist jetzt nur noch Form, Schablone und Konvention, keine Person mehr.

Die Aufführung

Das Niveau der Aufführung ist dem Stück durchaus angemessen. Regisseur Reilstab führt ein Ensemble und bringt es als solches zu einer Exaktheit, die an manchem anderen Theater auch erstrebenswert wäre. Ein in solchem Masse auf der Sprache und dem Sprachwitz beruhendes Stück



Aus Vaclav Havel's »Gartenfest«

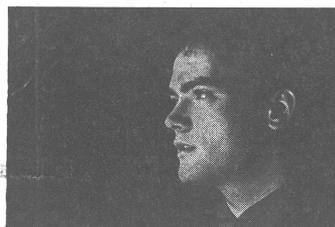
muss bis ins letzte Detail der Diktion und des Agierens stimmen. Sehr beachtenswert scheint, dass in einem Ensemble, das aus erfahrenen Schauspielern besteht wie Nelly Rademacher, Hermann Brand und Peter Oehme, dem daneben auch junge Kräfte angehören, eine Gesamtleistung erzielt wird, aus der nicht ein Einzeler hervortritt. Ambrosius Humms Leistung bleibt nicht auf das Bühnenbild beschränkt. Er ist es ja, der den Zuschauer schon auf der Strasse mit Lampions empfangt, dann im Zuschauerraum eine auf das Stück hinweisende Atmosphäre schafft, um endlich auf der Bühne dann ganz dem Stück zu dienen. Der gesamte Charakter des Bildes hilft das

Spiel tragen und profilieren, und zwar genau in dem Masse, dass nicht etwa das Bühnenbild aufzufallen und ablenken würde.

Gespielt wird noch bis zum 30. Januar, und zwar von Mittwoch bis Sonntag je 20 Uhr 30. Zu verkaufen ist, dass, ausser samstags, schon im Vorverkauf Legi-Plätze abgegeben werden. An das »Gartenfest« anschliessend wird als zweite Premiere »Bitterer Honig« von Shelag Delaney unter der Regie von Klaus Steiger gegeben, und am 7. und 9. Februar zeigt Bernhard Minetti als Gast die zwei Einmannstücke »Der Schulmeister« von James Saunders und »Das letzte Banda« von Samuel Beckett.

Adrian Honegger

Geheimtip Treichler: Balladen nach Mitternacht



Hans Peter Treichler

Wer sich eine kleine musikalische Extravaganz leisten will, der gehe (Zr. 107) und höre sich den Sänger-Gitarrenisten Hans Peter Treichler an (von 0.00 bis 4.00 Uhr). Für Eingeweihte ist der Zürcher Germanistikstudent durchaus kein Unbekannter: Treichler ist in zwei Monaten zum Geheimtip Nr. 1 im Schweizer Show-Geschäft avanciert. Letzten November kam seine erste Schallplatte auf den Markt – vier alte Schweizer Balladen aus dem »Röseligarte« –, die seitdem zu einer der meistverkauften Schweizer Produktionen geworden ist. Dazu Auftritte an Radio und TV; einiges jetzt in Vorbereitung, anderes schon gesendet. Wir waren übrigens kürzlich an einem seiner

Abende im Zürcher Schlüsselloch-Club – etwas misstrauisch gegen Folkloerabende, gefasst auf pädagogische Schwizerörgeli, reaktionäre Wanderorgelmannen oder dergleichen. Treichler überraschte durchaus positiv. Es ging ganz ohne Oberschwüngen ab. – Treichler singt seine Volkslieder und Balladen unprätentios, mit Freude an der Sache; der Ton ganz ohne Männerchor-Mief. Im Repertoire stehen Lieder in sechs Sprachen – »Das sind fast schon zu viele, sagt Hans Peter nachher zu uns. Er traut der Polylinguistik mancher internationaler Folkloristen nicht ganz.« Wie wird man Folklore-Troubadour? fragten wir, etwas unoriginel. Ein Hobby wie ein anderes auch, findet Treichler. Er selber spielte früher Gitarre in Beat-Orchestern, wird in Amerika vom Volkslieder-Fieber angesteckt, fängt an, europäische Lieder zu sammeln. Sprachenlernen, Reisen, Sprechenricht, Volkskunde-Vorlesungen, Theaterspielen usw. usw. Eine Zeitlang ist er Folklorist vom Dienst für den Zürcher SSR, da bringt er amerikanischen College-girls Einheimisches zu Gehör. Später kommen Auftritte am Fernsehen, Probabänder, die erste Schallplatte.

Ueber die zweite Platte wird im Augenblick verhandelt – eine Extended Play mit deutschen Balladen. Wir wünschen jedenfalls – toi toi toi – einen fröhlichen Ball und: Keep singing!

Georg Kohler

Brecht in Ostberlin

Es gilt zwei Künste zu entwickeln: die Schauspielkunst und die Zuschauerkunst. (Bertolt Brecht)

Im Dezember des letzten Jahres wurde in Ostberlin im Rahmen der UITU (Union internationale des théâtres universitaires) ein vierstägliches theoretisches Theaterseminar durchgeführt. Das Thema war die Spielweise des Berliner Ensembles. Vertreter aus elf Ländern trafen sich während dieser Zeit auf der Probühne des Berliner Ensembles, um sich im Gespräch mit der Theaterleiterin Helene Weigel, den Regisseuren Manfred Wewerth und Joachim Tenschert, den Schauspielern Ekkehard Schall, Hilmar Thate, Günter Naumann, mit dem Bühnenbauer Karl von Appen, mit Werner Hecht, Uta Birnbaum und weiteren Ensemblemitgliedern zu informieren über die besondere Arbeitsweise und über Eigenarten dieses bedeutenden deutschen Theaters. Das Programm umfasste auch mehrere Aufführungen und einen Probenabend. Dazu kamen eine kabarettistische »Nachtschicht« im Foyer des Theaters, ein Empfang durch den Dekan der philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität im »Klub der Kulturschaffenden« und ein zweiter durch das Ministerium für Kultur in der »Möwe«, dem Klub der Berliner Bühnenschaffenden.

Das Berliner Ensemble wurde 1949 mit Unterstützung der Regierung der DDR gegründet und wird von Helene Weigel geleitet. Den Kern des Ensembles bilden zunächst die Schauspieler und künstlerischen Mitarbeiter, die Brecht nach seiner Rückkehr aus der Emigration für die zusammen mit Erich Engel inszenierte Aufführung von »Mutter Courage« herangezogen hatte. Seit 1954 besitzt das Ensemble sein eigenes Theater am Schiffbauerdamm.

Schon der äussere Rahmen der Arbeitssitzungen zeigte, dass wir es hier mit einem wirklichen En-

semble zu tun hatten. Werner Hecht gab in Form eines kurzen Vortrages am Anfang Aufschluss über die Art und die Absichten ihres Theaters: Fortführung und Weiterentwicklung der von Brecht geschaffenen Spielweise. Die ganze weitere Arbeit jedoch verlief in Form der Diskussion, wobei aus den Teilnehmenden Fragen gestellt wurden, die das Ensemble zu beantworten versuchte. Ich habe es noch selber erlebt, dass eine Frage so nach allen möglichen Weisen darin steckenden Gesichtspunkten abgetastet wurde, um zu einer möglichst vollständigen Antwort zu gelangen. So wurde jede Frage nacheinander von mehreren Ensemblemitgliedern behandelt. Aber nicht nur die Seminarteilnehmer sollten davon profitieren, sondern auch das Ensemble selbst. Wie ernst hier der Laie genommen wurde, zeigt die Tatsache, dass alle Diskussionen für eine nachträgliche Auswertung durch das Ensemble auf Tonband festgehalten wurden.

Bei dieser Arbeit kam deutlich zum Ausdruck, dass die Brechtsche Spielweise nicht aus sich heraus als »Brecht-Stil« verstanden werden kann, sondern nur im Hinblick auf neu gestellte gesellschaftliche Aufgabe des Theaters. Das Theater musste einer bestimmten neuen Wirklichkeit angepasst werden. In seinen Schriften zum Theater schreibt Brecht: »Es war zu erwarten, dass die ungeheure Umwälzung der Lebens-, Arbeits- und Denkweise bei der Einführung des Sozialismus auch in den Künsten Veränderungen von Bedeutung hervorbringen und benötigen würde.« Was gemeinhin unter »Weltanschauung« verstanden wurde, nämlich ein Weltbild als vermeintliches Wissen, was sich alles abspielt, meist gebildet nach einem Ideal der Harmonie, sollte ersetzt werden durch gewisse Methoden der Anschauung, welche eine Beurteilung der Erscheinungen ergeben und dadurch zu Voraussetzungen und Winken für die Praxis führen. Die Gesellschaftsstruktur wird nicht mehr als etwas ein für allemal Gegebenes, als Voraussetzung für gewisse Konflikte, sondern selber als Problem gesehen. Ein Beispiel mag das verdeutlichen. Der Wissenskonflikt Gretchens entsteht dadurch, dass

sie als ledige Mutter das Sittengesetz der damaligen Gesellschaft verletzt hat. Dieser Konflikt ist nur möglich und realistisch, sofern jenes Sittengesetz als ein unabänderliches und diskussionslos gültiges dargestellt wird. Wenn man nun dieses Gesetz als ein rein gesellschaftliches Phänomen, besser noch als ein von der jeweiligen Gesellschaft abhängiges Phänomen betrachtet, verlagert sich der private Konflikt Gretchens auf einen gesellschaftlichen Konflikt. Die Frage heisst dann nicht mehr: Was ist das für ein Mädchen, das so etwas tut und darum selbstverständlich in einen Gewissenskonflikt kommt? – sondern: Was ist das für eine Gesellschaftsordnung, die ein so liebes Mädchen icht und sie auch noch zwingt, ihre Achtung zu billigen? Der Gewissenskonflikt und damit das Sittengesetz wird nicht mehr diskussionslos hingenommen. Die marxistische Dialektik förderte gewisse Gesetze zutage, nach welchen sich eine bestehende Gesellschaft verändert oder verändert wird. Brecht verlangte deshalb von seinem Theater zwei Dinge: Einmal soll es die reale Welt, die ja eine veränderbare sei, abbilden – also einen neuen »Realismus« ausbilden; zweitens soll es zugleich aktiv in die Veränderung eingreifen, indem es diese Gesetze der Veränderung aufzeigt und damit dem Zuschauer die Mittel zur Veränderung in die Hand gibt. Da das ganze Theater zudem in erster Linie Unterhaltung bleiben muss, soll es dem Publikum auch die Lust am Erkennen dieser Veränderbarkeit und damit die Lust am Verändern selbst hervorufen.

Diese Voraussetzungen – die Gesellschaft als Ursache aller Normen und die Veränderbarkeit der Gesellschaft – ermöglichen erst das Verständnis der künstlerischen Änderungen, die Brecht am Theater vornahm. Der neue geforderte Realismus hat selbstverständlich nichts zu tun mit der photographischen Wiedergabe einer vordergründigen Realität. Er verlangt »mehr«, dass die Veränderbarkeit als reales Faktum auch in der Darstellung auf der Bühne erscheint. Die Einführung des Zuschauers in die Gedanken und Gefühle einer Hel-

denfigur verhinderte bisher, die Veränderbarkeit wahrzunehmen, weil der Zuschauer nur die Sichtweise des Helden nachempfindet und sie unbenesehen als selbstverständlich hinnimmt, statt dass er ihre Abhängigkeit von der gesellschaftlichen Situation feststellt und damit der Gesellschaft gegenüber eine kritische Haltung einnimmt. Was Brecht alles unternahm, deshalb die Einführung zu verhindern, ist bekannt. Die Anwendung von Überschriften, Spruchbändern, Filmen, die Unterbrechung des Handlungsablaufs durch kommentierende Songs usw. sind dabei nur äussere Mittel. Entscheidend sind die Eingriffe in die Darstellung der Fabel und der agierenden Charaktere selbst. Jede Entwicklung ist als diskontinuierlich zu zeigen. Situationen ändern sich nicht unmerklich, sondern plötzlich, sprunghaft. Dadurch wird nicht nur eine Einführung verhindert, sondern zugleich die Veränderung einsehbar, weil auffällig. Charaktere sind als widerspruchsvoll darzustellen. Beispiel: Nachdem die Courage ihre Tochter verunstatet hat, ruft sie aus: »Der Krieg sei verflucht!« Unmittelbar darauf sagt sie zu Beginn der nächsten Szene: »Ich lass mir den Krieg nicht madig machen, der Krieg ernährt seinen Mann.« Der Widerspruch zwischen der Mutter Courage und der Händlerin Courage auf so engem Raum gezeigt, verhindert ebenfalls eine unkontrollierte Einführung des Zuschauers, erweckt in ihm hingegen ein »richtiges« Gefühl: Er hat Mitleid mit dieser Frau, weil sie nicht lernen kann. Die Spielweise des Ensembles ist keineswegs gefühlslos. Aber es wird ein scharfer Unterschied gemacht zwischen richtigen und falschen Gefühlen. Das oben Genannte ist darum richtig, weil es mit der Vernunft übereinstimmt; deshalb ist es fruchtbar. Ein unfruchtbares und darum falsches Gefühl wäre in diesem Fall die Identifikation des Zuschauers mit beiden Aussagen der Courage. Durch das harte Nebeneinander der Extreme wird diese Identifikation jedoch vermieden. Zugleich wird hier die Abhängigkeit des Menschen – der Courage –

Fortsetzung auf Seite 17



Die Dissertation

Aufgabe am Schluss Ihres erfolgreichen Studiums, soll das Thema in klarer, übersichtlicher Form darstellen.

Vertrauen Sie die Druckarbeit einem Schweizer Fachmann mit mehr als 20 Jahren Erfahrung an. Er berät Sie über die präsentabelste und günstigste Lösung.

Bei Einsendung des nachfolgenden Coupons erhalten Sie sofort **unverbindlich** nähere Unterlagen und auf Wunsch einige Muster-Dissertationen.

Juris Druck + Verlag
Dr. H. Christen
 Basteiplatz 5, 8001 Zürich
 Tel. 27 77 27

Ich wünsche unverbindlich weitere Details/Muster-Diss.

Name: _____
 Vorname: _____
 Wohnort: _____
 Kanton: _____
 Strasse: _____
 Fakultät: _____

(bitte in offenem Couvert mit 5 Rp. frank. zustellen)

TABAK
Schramli
 das alte gute
 Spezialgeschäft
 beim Poly

Die Zeitung soll gleichsam als hochsensibles Photo-Objektiv das aktuelle Zeitgeschehen einfangen. Gewiss. Aber eine gute Zeitung begnügt sich nicht damit.

Die Zeitung, so heisst es, ist der «Sekundenzeiger der Geschichte». Sie ist, so kann man auch sagen, ein Spiegel von Zeit und Welt. Täglich berichtet sie über die neuesten Ereignisse in Politik und Wirtschaft, über Kultur und Sport, Wissenschaft und Technik. Alltägliche Begebenheiten gehören so gut in ihre Spalten wie ausserordentliche Geschehnisse. Die Einstellung muss richtig, die photographische Aufnahme scharf, der Spiegel klar sein:

auf die angemessene Auswahl und Präsentation der aktuellen Meldungen legt der Tages-Anzeiger grossen Wert. Aber das ist nur die Hälfte der Sache. Die gute Zeitung wird Ihre Aufgabe auch — und vor allem — darin sehen, verantwortungsvoll auf Zeit und Welt einzuwirken. Unser Land steht mitten in einem Prozess einschneidender Veränderungen. Da kommt es darauf an, die Probleme, vor denen wir alle stehen, freimütig zu untersuchen

und sich um Lösungen für die Zukunft zu bemühen. Das tut der Tages-Anzeiger: als grösste Schweizerzeitung ist er es sich und seinen Lesern schuldig. Sie kennen unser Blatt noch zu wenig? Dann würden wir Ihnen empfehlen, jetzt das Versäumte nachzuholen!

Ich wünsche den Tages-Anzeiger während 10 Tagen gratis ins Haus geliefert

Name: _____
 Vorname: _____
 Strasse: _____
 PLZ + Ort: _____

Senden Sie diesen Bon an:
 Tages-Anzeiger, Vertrieb, Postfach, 8021 Zürich

TAM-43

Tages-Anzeiger

Überparteiliche schweizerische Tageszeitung

AUSLAND
 REPORTAGEN + BERICHTE
 RECHT + RICHTER
 LESERBRIEFE
 BUND + KANTONE
 KANTON ZÜRICH
 HANDEL
 DIE ZWÖLFTE SEITE
 STADT ZÜRICH
 FEUILLETON
 FILM
 SPORT

TA.7

www.ta.ch

Die Zentralstelle ist Dein Laden

Kunstdrucke **Schallplatten**
med. Instrumente **Tonbänder**
antiquarische Bücher **Papeteriewaren**

findest Du dort zu studentischen Preisen

ZENTRALSTELLE DER STUDENTENSCHAFT

Künstlergasse 15

Haus der Uni-Kasse

Eine lohnende Beschäftigung

finden Sie bei uns als

Securitaswächter

Sie verdienen dabei monatlich zwischen 950.— und 1100.— Franken. Sie leisten ausschliesslich Nachtarbeit. Können Sie sich während Ihrer nächsten Semesterferien oder sonst einmal während einiger Zeit zur Verfügung stellen?

Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schriftliche oder telefonische Anmeldung entgegen. Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit zur Verfügung.

SECURITAS AG, Filiale Zürich
 Militärstrasse 24, 8021 Zürich
 Telefon (051) 27 43 10



SEITE DER WISSENSCHAFT

Edition und Interpretation

Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Hans Zeller

Von 123 bezeugten Schauspielen des Sophokles besitzen wir vollständig nur sieben. Nicht viel günstiger liegen die Überlieferungsverhältnisse bei den andern Tragikern. Wie immer man den Verlust im einzelnen erklärt, so ist eine über längere Zeit dauernde Interesslosigkeit doch die eigentliche Ursache.

Zur Erhaltung literarischer Werke genügt jedoch nicht irgendwelches, z. B. bloss inhaltsbezogenes Interesse: die effektvolle Bühnenbearbeitung eines Dramas, das Exzerpt oder die Inhaltsangabe epischer oder historischer Werke setzen sich allzu leicht an die Stelle des Originals, führen zu seiner Verstümmelung oder zu seinem Untergang. Ein Beispiel dafür ist der sogenannte »Epische Kyklos«.

Zur Erhaltung und Reinerhaltung eines Werks – das zeigt sehr deutlich der fragmentarische Überlieferungszustand der älteren lateinischen, verglichen mit der Überlieferung der zeitgenössischen griechischen Literatur – bedarf es des bewussten Willens zur philologischen Betreuung des Textes, die wir von jetzt an Edition nennen. Nicht unzutreffend sagt der Fachausdruck, der Hrsg. (Herausgeber) stelle den Text her.

Die Erfahrungen vom Altertum bis zum Zweiten Weltkrieg zeigen, dass die unersetzlichen Überlieferungsgrundlagen, auf denen die philologischen Entscheidungen beruhen, stets vom Untergang bedroht bleiben. Das bedeutet, dass diese Entscheidungen unter Umständen nicht mehr überprüfbar, also endgültig sind; unüberprüfbar mindestens in dem Mass, als jene Überlieferungsgrundlagen, die wir künftig als Befund bezeichnen, nicht in die Edition mit aufgenommen werden.

Schlagende Beispiele dafür bilden die Ausgaben der griechischen Autoren durch die Philologen der Bibliothek zu Alexandria, die im 3. Jahrhundert v. Chr. die philologische Methode, im besonderen die Edition erfunden und im Laufe von nur drei Generationen zu einer Höhe und Zuverlässigkeit ausgebildet haben, die erst das 19. Jahrhundert wieder entwickelte und weiterführte. Ihre Editionen können noch heute als Modell dienen, wenn wir, unserem Thema gemäss, nach dem methodischen Verhältnis von Edition und Interpretation fragen.

Das Beispiel von Aristarchs Homer-Ausgabe soll das veranschaulichen. In einem entscheidenden Punkt halte ich mich dabei an die neue Interpretation der antiken Zeugnisse und der Textüberlieferung durch Hartmut Erbse¹, den Fachmann für Überlieferungsfragen der homerischen Gedichte, wonach Aristarch nur eine einzige Ilias-Ausgabe veranstaltet habe, nicht deren zwei oder drei. In den Text dieser Ausgabe nahm er alle Verse auf, die in den von ihm für gut befundenen Hss. (Handschriften) standen, und zwar in der überlieferten Gestalt. Sein Text repräsentiert also die gereinigte Überlieferung, das was man mit dem Fachausdruck als Ergebnis der Recensio bezeichnet. Er verdrängte die übrigen Versionen, wurde zur Vulgata und entspricht im grossen und ganzen dem uns überlieferten Text.

Die sogenannten Konjekturen, d. h. die durch die Kritik am überlieferten Text geforderten Eingriffe zur Behebung von Unstimmigkeiten, hat Aristarch – nebst den Überlieferungsvarianten – nur in gelehrten Kommentaren notiert und begründet. Seine Konjekturen finden sich darum nur in den Scholien, nicht im Vulgata-Text. Im edierten Text selbst gestattete er sich keine Emendatio, keine Verbesserung durch Konjekturen, sondern bloss Hinweise auf die Konjekturen im Kommentar, und zwar in der zurückhaltendsten Form durch verschiedenartige Zeichen am linken Rand vor den Versanfängen. Für die verschiedenen textkritischen Probleme benutzte Aristarch eigene Zeichen: der berühmte Obelos, ein kurzer waagrecht Strich, bezeichnete einen Vers, den Aristarch ganz oder teilweise als unhomerisch betrachtete; eine Kombination von zwei bestimmten Symbolen verlangte die Umstellung in der überlieferten Versfolge, usw.

Das editorische Prinzip, das mir wesentlich scheint, ist die methodische Trennung von Befund und Bearbeitung des Befunds, im Fall des Aristarch die innere und äussere Trennung der Recensio und Emendatio. In der Ausgabe selbst erscheint die Emendatio nur in den Randzeichen ausserhalb des Textes; doch zeigten sie an, wo und wie der Hrsg. die Überlieferung kritisiert. Diese technische Massnahme bot die beste Gewähr für die Erhaltung und Reinerhaltung der Überlieferung; sie war für die damaligen Umstände zweifellos die optimale Lösung des Problems – eine glücklichere Lösung als das umgekehrte Verfahren der neuen Philologie, wo sich, wegen der völligen äusseren Trennung von Text und Apparat, der Text in belletristischer Makellosigkeit präsentiert, selbst wenn er durch die fragwürdigsten Eingriffe zustande gekommen ist.

Der aristarchischen Trennung von Befund und Bearbeitung, von Befund und Deutung des Befunds, verdanken wir nicht nur einen wohl erhaltenen Text der Dichtung, sondern nichts weniger als die Möglichkeit unseres Homerverständnisses, unabhängig von der säkularen und individuellen Befangenheit der alexandrinischen Philologen. Nach ihrem Textverständnis und ihren metrischen Vor-

stellungen hätten sie ohne weiteres, nämlich durch kleinste ausgleichende Aenderungen, die linguistischen Anomalien »heilen« und die nicht mehr verstandenen Glossen beseitigen können, auf denen das neuere Verständnis der homerischen Sprache beruht. Die Ansatzpunkte aber für die Lieder- und Bearbeitungstheorien zu den homerischen Gedichten und für das neue unitarische Verständnis epischer Kompositionstechnik bilden jene mehr oder weniger gravierenden rationalen Widersprüche der Erzählung, mit denen Aristarch durch Tilgung und Konjekturen leicht fertig geworden wäre, wenn er seiner Einsicht hätte folgen wollen, denn als strenger Unitarier betrachtete er nicht nur einzelne Verse und Versgruppen, sondern auch Komplex wie den sogenannten Schiffskatalog im Zweiten Gesang der Ilias als interpoliert und erkannte den letzten Gesang der Odyssee als fremdes Anhängsel.

Nur dank jener Trennung von Befund und Deutung haben wir an der Befangenheit des Aristarch und seiner Zeit nicht teil, oder, wenn Sie das Bild ein für allemal gestatten: dank jener Trennung bleibt der unvermeidliche Schatten des Hrsg. für uns erkennbar; er fällt bei Aristarch nicht auf den Text, sondern auf den Kommentar.

In der neueren Edition bilden die Konjekturen in dieser Hinsicht kein Problem, weil sich die gedruckte Ausgabe nicht mehr an die Stelle der Überlieferung setzt. Die originalen Überlieferungsträger, die Hss. und die seltenen Originaldrucke, bleiben zwar stets gefährdet, doch lässt sich der überlieferte Text aus dem gedruckten Apparat jederzeit zurückgewinnen, soweit der Hrsg. ihn festgestellt hat.

Nicht so leicht zu erkennen ist dagegen der editorische Schatten, der auf die Gliederung des Gesamtwerks fällt. Man meinte ihn zu vermeiden, wenn man in allen Ausgaben, bei allen Autoren eine bestimmte Reihenfolge, nämlich die klassische Gliederung nach Gattungen, anwende: zuerst also die Dichtung in Versen, Lyrik, Epos, Drama, dann die Werke in Prosa, von der erzählenden Prosa bis zu den »Vermischten Schriften«. Man wollte diesen Kanon als wertfreie Reihe verstanden wissen, die wie das Alphabet keinen Stellenwert kenne und dem Benützer unnötiges Schicksal erspare. Man verkennt dabei, dass dieses Schema die klassischen Gattungsvorstellungen voraussetzt und für Dichter ganz anderer Provenienz zum Prokrustesbett wird.

Wie entscheidend das Gesamtbild eines Autors durch die editorische Gliederung bestimmt und unter Umständen verfälscht wird, wie sehr der editorische Entscheid also Interpretation ist, zeigt der Fall Heinrich Heine: die traditionelle Einteilung in Vers und Prosa, in erzählende, kritische und historische Schriften, zerstört gerade die von Heine angestrebte antiklassische Annäherung und Mischung der Formen und Gattungen.

Der hier sichtbar gewordene hermeneutische Zirkel von Edition und Interpretation besagt, dass, in diesem Fall, die editorische Massnahme nur dann richtig sein kann, wenn sie ihrem Gegenstand gemäss ist. Sollte das auch für die übrigen editorischen Entscheide gelten, so irrte jener grübel, der glaubt, er setze sich in unmittelbaren, durch keinen interpretierenden Vorentscheid gefälschten Rapport zum Wort des Dichters, wenn er den Text in einer sorgfältigen Ausgabe lese und seiner Werkinterpretation zugrunde lege.

Karl Lachmann, der Begründer der neuen textkritischen Methode im 19. Jhd., hat in seiner Ausgabe des Neuen Testaments »die Feststellung eines Textes nach Überlieferung«, also ohne Emendatio gefordert und dies »eine streng historische Arbeit« genannt.² Im wichtigsten Bereich also, in dem der Textkonstitution, bewegte sich der Hrsg. im Feld des Objektiven, wenn man von Konjekturen absieht.

Um das zu prüfen, müssen wir auf die Kriterien des editorischen Entscheids in einem typischen Beispiel achten. Sie kennen die Situation in C. F. Meyers Ballade vom »Rappen des Konturze«: das wunde Tier ist allein durch den nächtlichen See nach Küsnacht zurückgekehrt. Da heisst es nun in allen Auflagen der »Gedichte«: »Die Konturei mit Turm und Tor / Ragt weiss im Mondenglanz empor.« In früheren Fassungen dagegen heisst es: »Die Conturei mit Thurm und Chor / Ragt! bleich im Mondenglanz empor.«

Zuerst also »Turm und Chor«, später »Turm und Tor«. Das könnte eine Aenderung Meyers, könnte aber auch eine Textentstellung, ein Druckfehler sein, und dann müsste der Hrsg. den Text eventuell ändern. Es gibt in diesem wie in den meisten derartigen Fällen keinen Beleg, der eine objektive Entscheidung erlaube. Der Hrsg. muss den Text darauf hin interpretieren, ob die Aenderung einen Sinn ergibt, einen bessern, d. h. Meyer gemässen, oder einen schlechteren Sinn und also ein Druckfehler ist.

Für die jüngere Lesart »Turm und Tor« wäre nun zu zeigen, dass ein Tor ja nicht im Mondlicht emporragen kann, dass es in der Johanniterkonturei in Küsnacht – heisse Kirche und Seminargebäude – ein eigentliches Tor gar nicht gab, aber dass der wie bei der Zürcher Predigerkirche über das Schiff erhöhte Chor, dass Turm und Chor noch heute, wie zu Meyers und Kantor Schmidts

Zeiten, die übrigen Teile der ehemaligen Konturei überlagern. Es wäre zu zeigen, welche Rolle für Meyer die visuelle, ja zeichnerische Vergegenwärtigung der Schauplätze spielt; man hätte daran zu erinnern, dass er zu jener Zeit in Küsnacht wohnte und dass die Konturei den Schauplatz eines Romans bildete, der ihn jahrelang beschäftigte. Man müsste zeigen, dass sich seiner Phantasie das Bild des überhöhten Chors so sehr eingepägt habe, dass er es in seinen Werken auch dort verwendete, wo es, wie bei der Klosterkirche zu Königfelden, realistisch nicht stimmt.³ Man hätte dann zu zeigen, wie leicht es geschehen konnte, dass der Setzer fern in Leipzig »Thore statt »Chore las und setzte, durch Verwechslung nur eines Buchstabens, und wie leicht sich in der sinnlosen, aber glatten Fügung »Turm und Tor«, in dieser strebaremden, Denken und Phantasie lähmenden Formel die Textverderbnis verstecken und erhalten konnte.

Sie haben längst erkannt, dass das einzige Kriterium für die Richtigkeit dieser Überlegungen ihre Evidenz ist. Wer nun glaubte, die Subjektivität dieses editorischen Entscheids rühre daher, dass der überlieferte Text möglicherweise verderbt ist, sie werde also verschwinden, wenn der Hrsg. mit Hss. zu tun habe, die der Autor selbst geschrieben hat, sähe sich getäuscht. Nicht nur, weil wir ja mit Druckfehlern immer rechnen müssen, sondern auch weil dem Druckfehler im autorisierten Text entdeckungsmässig die Verschreibung im Autograph genau entspricht: sie entdecken fällt den Text verstehen, ihn interpretieren. Beide Fälle sind editorisch wie Konjekturen darzustellen und bilden also, in unserm Zusammenhang, kein Problem, denn aus dem Apparat lässt sich der Befund jederzeit feststellen.

Im übrigen aber ist es gerade bei autographen Hss. schwierig, den Befund wiederzugeben, weil im Grunde schon die Entzifferung einer Hs. Interpretation ist, d. h. vom Textverständnis des Lesenden abhängt. Er wird den Text richtig zu lesen glauben, solange er ihn zu verstehen glaubt. Erst wenn er nicht mehr versteht, stockt er; richtiger: wenn das Gelesene nicht dem entspricht, was er erwartet, dem was er für möglich oder wahrscheinlich hält. Das Erwartete darf sogar unverständlich, ja sinnlos sein. So geben sich die Hrsg. und Leser von späten Texten Hölderlins mit offenbar sinnlosen Lesungen zufrieden, solange sie Gedichte eines Irrsinnigen zu lesen glaubten. Ein Vers, der jetzt so heisst:

»Lesend aber gleichsam, wie in einer Schrift«,
den lasen sie so:
»Lastend aber gleichsam, wir in einer Stadt«.

Tatsächlich macht der Hrsg. immer wieder den Massstab dessen, was er dem Dichter noch zutraut, zum Kriterium der editorischen Entscheide. Wenn er in einem stark korrigierten Manuskript z. B. die zwei »blauen Melodien« (Oskar Loerke) hintereinander stehen findet, wird er kaum zögern, sie syntaktisch aufeinander zu beziehen, wenn es sich um einen Dichter des 20. Jahrhunderts handelt; dagegen wird er bei einem Autor zwischen 1750 und 1880 wahrscheinlich fast routinemässig nach einem andern Bezugswort zu »blauen« suchen – und es wohl auch finden. Er würde sein Verhalten wahrscheinlich damit begründen, dass in den eindeutigen Texten seines Autors eine vergleichbare Fügung nicht vorkomme. Solche generelle Feststellungen haben jedoch nur statistischen Wert, nur Wahrscheinlichkeitscharakter, erlauben also keinen Schluss auf den Text einer Einzelstelle. Ein Prinzip, das Einmaligkeit im Zweifelsfall ausschliesst, kann schwerlich taugen, wenn der Text einer Hs. festzustellen ist. Trotzdem wird es jeder Hrsg. unbewusst, blindlings immer wieder anwenden.

Selbst in glücklichen Fällen ist der Hrsg. bei Hss. vor Fragen des subjektiven Ermessens gestellt. Er schätzt sich z. B. glücklich, wenn die Druckvorlage eines Werks erhalten ist, weil sie ihrer Bestimmung nach ein eindeutiges Dokument sein sollte. Das Druckmanuskript des »Tasso« ist nach Goethes Ausdruck sogar »mit unerlaubter Sorgfalt gearbeitet, und doch, so erklärt die Herausgeberin des »Tasso« im Rahmen der Akademie-Ausgabe, verwehrt ein Rest von Flüchtigkeit, Inkonsequenz und Zufälligkeit, an jeder Stelle den vom Autor beabsichtigten Text eindeutig zu erkennen«⁴.

Die methodische Schwierigkeit besteht nicht darin, dass der Spielraum der subjektiven Interpretierbarkeit bei der editorischen Bearbeitung von Hss. grösser ist als bei andern Massnahmen, sondern dass die interpretierenden Anteile schwer kenntlich zu machen sind, dass also der editorische Schatten nicht erkennbar wird. Das rührt daher, dass die Trennung von Befund und Deutung hier schwierig oder sogar unmöglich ist; fatalerweise aber nicht zufälligerweise ist sie um so weniger möglich, je nötiger sie wäre, je komplizierter nämlich einerseits die Hs., je grösser also die Irrtumsmöglichkeit ist, und je mehr andererseits jede nicht belanglose Aussage über die Hs. die Hs. bereits interpretiert und den Benützer der Edition damit von vornherein und in nicht erkennbarer Weise auf den Horizont des Hrsg. einengt. Zum Erweis der Behauptung genügt ein Hinweis auf einen in Meyers Gedichtnachlass nicht bloss einmaligen Fall: Wenn der Hrsg. von einem auf beiden Seiten mit Versen beschriebenen Blatt nach sorgfältiger Prüfung der Verhältnisse erklärt, es handle sich um ein Gedicht von vier Strophen, so ist das unter Umständen statt Mitteilung bereits Deutung des Befunds, vielleicht falsche Deutung, denn vielmehr bilden die Verse auf der Vorder- und Rück-

seite nicht ein Gedicht, sondern zwei Gedichte, oder nur das Fragment eines Gedichts; vielleicht sind es nicht vier, sondern nur drei Strophen, indem eine Strophe in zwei Alternativ-Versionen erscheint.

Will man also die Sonderung zwischen Befund und Deutung begrifflich durchführen, so zeigt sich, dass mindestens bei komplizierteren Hss. das einzig Objektive die Hs. selbst ist, und zwar nur die Hs. als Original, als einmaliges, durch kein Äquivalent zu ersetzendes Individuum, das im strengen Sinn auch nicht reproduzierbar ist, auch durch die Farbphotographie nicht. Die Handschrift ist der Befund, nicht etwa der Text der Hs. Die Hs. bedarf der Interpretation: das Ergebnis der Interpretation ist der Text. Auch hier gilt: der Hrsg. stellt den Text her. Von dieser editorischen Interpretation, der Interpretation der Hs., ist zu unterscheiden die Interpretation im herkömmlichen Sinn, die Interpretation des Textes.

Die Unterscheidung ist sinnvoll: Von einem Dutzend verschiedener Interpretationen, die die »Faust«-Dichtung angeregt hat, braucht keine falsch, d. h. ihrem Gegenstand nicht gemäss zu sein. Sie können sich sogar glücklich ergänzen. Bei einer Hs. dagegen ist höchstens eine Interpretation richtig; die verschiedenen Interpretationen einer Hs. schliessen einander aus. Ein Text, eine Dichtung kann sinngemäss mehrdeutig sein; sie meint nichts als sich selbst. Die Hs. dagegen ist unter Umständen zwar ihrer Beschaffenheit, aber nicht ihrem Sinn nach, mehrdeutig, und sie meint niemals sich selbst, sondern den Text, den sie repräsentiert. So unumgänglich die Interpretation einer schwierigen Hs. ist, weil ja erst sie aus der Hs. den Text gewinnt, so leicht verfehlt sie den gemeinten Text.

Die Frage ist nicht, wie der Herausgeber seine Subjektivität loswerde – sie ist ja die Bedingung literaturwissenschaftlichen Erkennens⁵ –, sondern wie er ihr Rechnung tragen könne. Im Bild gesprochen: der Hrsg. kann nicht über seinen Schatten springen, nämlich über den Schatten, den das Licht seiner Subjektivität wirft; er kann das Licht auch nicht auslöschen, wenn er nicht bloss im Dunkel unerkannter Vorurteile tappen will, er soll aber seinen Schatten für andre so erkennbar wie möglich zu machen suchen.

»Soweit wie möglich« – wir sehen uns zu dieser Beschränkung genötigt, weil ja im Extremfall der volle Befund nicht mehr mittelbar ist. Es sind aber Informationen über den Befund möglich. Diese bezeichnen wir als Dokumentation. Der Ausdruck empfiehlt sich auch darum, weil ja der hsl. Befund nur einen Teil der Textüberlieferung und diese nur einen Teil der Gesamtüberlieferung ausmacht und wir z. B. auch an die sogenannten Zeugnisse zu denken haben, die über den Text und seine Geschichte Auskunft geben und ebenfalls editorisch interpretiert werden müssen.

Die Edition soll also, werden wir jetzt sagen, neben der Deutung des Überlieferungsbefundes auch Dokumentation enthalten, die dem Benützer gestattet, von der Deutung des Hrsg. Abstand zu nehmen und andere Deutungen, eigne Einfälle zu erwägen. In günstigen Fällen werden sich sogar die Entscheide des Hrsgs. kontrollieren lassen.

Je gründlicher eine Ausgabe dokumentiert ist, desto weniger schnell und bequem beantwortet sie Fragen, die nicht bereits in der Deutung des Hrsgs. enthalten sind; doch kann nur eine solche Ausgabe derartige Fragen überhaupt beantworten; denn nur aus der Dokumentation, nicht aus der Deutung lassen sich neue Deutungen gewinnen.

In der Praxis werden sich freilich, je nach den Verhältnissen, wozu auch die wirtschaftlichen Verhältnisse gehören, ganz verschiedene Lösungen empfehlen. Je wichtiger ein Text ist, je komplizierter der Befund, je schwieriger also seine Deutung, desto gründlicher soll im allgemeinen die Dokumentation sein. Nach dem, was wir jetzt sehen, verspricht die Ausgabe der Berliner Akademie von Werken Goethes diesen Anspruch in beispielhafter Weise zu erfüllen. Der gleiche dokumentarische Aufwand wäre aber bei den Hss. Ulrich Bräkers natürlich fehl am Platz.

Zweimal in den letzten zwanzig Jahren hat die Ausgabe eines Dichters auch in Kreisen von sich reden gemacht die sich sonst für Fragen der Edition kaum interessieren. Es war die Grosse Stuttgarter Ausgabe von Hölderlins Werken. Als die ersten Bände erschienen, meinten manche, damit sei die Methode für die Darstellung schwieriger Hss. ein für allemal gefunden, so überwältigend war der Eindruck dieser hervorragenden philologischen Leistung. Es gibt jedenfalls keinen Hrsg., der davon nicht gelernt hätte, wohl auch keinen, der dadurch nicht gewarnt worden wäre. Denn wenn zuerst etliche geglaubt hatten, damit sei ein endgültiger Text festgestellt, so sollten durch ein neues Ereignis jene recht bekommen, die die Richtigkeit vieler Lesungen und vor allem die Richtigkeit im Ansatz, in der Methode der Darstellung bezweifelt hatten, und zwar gerade im zweiten Band mit den späten Hymnen, der als Höhepunkt der Ausgabe bezeichnet wurde. Als nämlich die Entdeckung der Reinschrift zur »Friedensfeier« die überraschende Möglichkeit bot, die Darstellung der vorher allein bekannten Entwürfe zu kontrollieren, sah jeder, ausser dem Hrsg. selbst und seinem engsten Kreis, dass die zuerst edierten Texte unhaltbar waren, sowohl die postulierten Fassungen im ganzen als auch ihr Text im einzelnen. Nach dieser Entdeckung legten eine Anzahl Forscher eigene Versuche vor, den Text der Entwürfe festzustellen. Das Resultat dieses grossen Expe-

Fortsetzung Seite 19

Uniball: 5. Februar 1966

12 Orchester mit
 Franz Sepp Inauen
 Pepe Lienhard
 Hit Nuts
 Henri Chaix
Kino Cabaret Tombola

Motto: In medias res

Vorverkauf bei Tabak-Schrämi
 und Zentralstelle

OLYMPUS «E»



Hochleistungs-Mikroskope

Olympus fabriziert Mikroskope seit 1919

Jedes Modell weitgehend ausbaufähig.

Beste Referenzen und schweizerisches Attest über Optik und Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50 (Monokular)

Sofort ab Lager lieferbar.

Vorbildlicher Service in der ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
 Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

STUDENTEN ! Bevor Sie irgendwo

METALLSKI

kaufen, lassen Sie sich von uns beraten !
 Alle Weltmarken am Lager.

W. Stadelmann & Co. Zürich 5
 Zollstrasse 42 (beim HB) Telefon 44 95 14

Chemie

Vorbereitung auf
 Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1
 Tel. 34 50 77

Coiffeur E. Hotz

Für Studenten
 Ermäßigung
 Haarschneiden

ausgenommen
 am Samstag

Zürich 1
 Rindermarkt 19

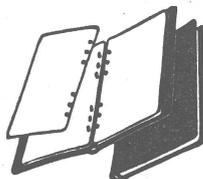
Dienstag den ganzen
 Tag geschlossen

Lichtpausen Plandruck Offsetdruck Photokopien Dissertationen

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger

Uraniastr. 9
 Zürich 1
 Tel. (051) 23 16 40



BIELLA

Kolleg- und Taschenringbücher

mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich.

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezialgeschäft mit der großen Auswahl und dem eigenen Reparaturservice

Electras im Zentrum von Zürich
 Talacker 34 (Kaufleute), Tel. 27 61 44



Für die Rechtsabteilung unserer Generaldirektion in Winterthur suchen wir einen initiativen und verhandlungsgewandten

jungen Juristen

mit abgeschlossenem Studium

Aufgabenbereich
 Behandlung von Haftpflichtfällen
 Augenscheine
 Verhandlungen mit Anwälten und Geschädigten
 Ausarbeitung von Instruktionen

Anforderungen
 gründliche juristische Kenntnisse
 Verhandlungstalent
 Interesse für kaufmännische Fragen

Geboten werden
 fortschrittliche Arbeitsbedingungen, gute Entwicklungsmöglichkeiten, entsprechende Honorierung, gut ausgebaute Pensionskasse. Eventuell Ergänzung der Ausbildung bei einer unserer in- oder ausländischen Geschäftsstellen.

Offerten, die streng vertraulich behandelt werden, bitten wir zu richten an die Personalabteilung der

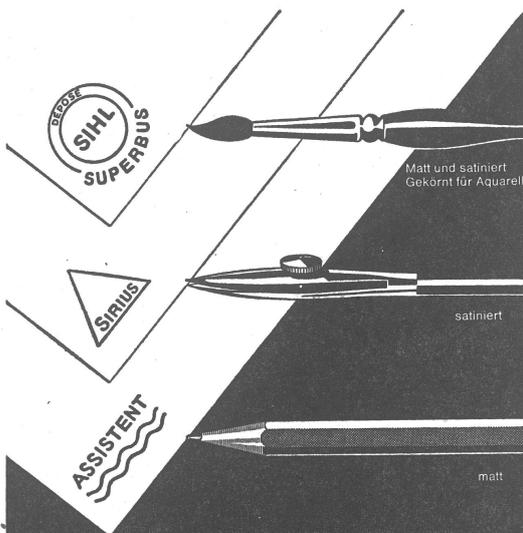
WINTERTHUR UNFALL
 Schweizerische Unfallversicherungs-Gesellschaft in Winterthur
 General-Guisan-Strasse 40, 8401 Winterthur



Uebungsblätter und Tabellen

für den Unterricht und zum Selbststudium. Allg. Chemie, Philosophiegeschichte u. a. Fächer. Entsprechende Listen und Gratismuster durch

Ernst K. Thommen, Postfach, 8031 Zürich
 (Mittteilung betreffend Inserat bitte an diese Adresse senden. Besten Dank!)



Matt und satiniert
 Ge Körnt für Aquarell

satiniert

matt

3 hervorragende schweizerische Zeichpapiere. Sie bieten eine bisher nirgends erreichte optimale Lichtbeständigkeit. Ein Vergleichen ist nicht mehr möglich. Lassen Sie sich schon bei der nächsten Gelegenheit durch einen kritischen Vergleich augenfällig überzeugen.



ZÜRCHER PAPIERFABRIK AN DER SIHL ZÜRICH TELEFON (051) 23 27 35

BUCHBINDEREI

Emil Stamm



Zürich 6
 Gloriastrasse 55
 Tel. (051) 47 34 49

Sämtliche
 Buchbinderarbeiten
 Plastikheftung
 zum Selbstauswechseln



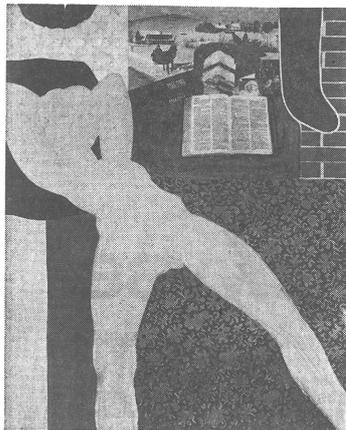
FREIHOFFER
 Buchhandlung
 für
 Medizin

Rämistrasse 37
 Zürich 1
 Tel. 47 92 22



FREIHOFFER
 Buchhandlung
 für
 Technik und
 Wissenschaft

Universitätstr. 11
 Zürich 6
 Tel. 47 34 32



Tom Wesselmann:
The Great American Nude

näherzukommen. Betrachten wir das Bild Roy Lichtensteins »I know how you must feel, Brad«: Das Original ist mit Plastikfarben auf Leinwand gemalt, 169x96 cm gross. Das figurliche Erkennen der Darstellung dauert einen Bruchteil einer Sekunde; was wir sehen, ist der Ausschnitt aus einem Comic-Strip, einem jener Bilderromane, die zu Millionen in Monats-, Wochen- und Tageszeitungen abgedruckt werden, schematisierte Szenarien, schematisierte Gesichter (jedoch beileibe keine Karikaturen), deren formale Charakteristika mit einheitlichem schwarzem Strich umrissen werden, die umrandeten Felder mit Rastern und schreienden Farben ausgefüllt. Nun hängt diese allerorts vergötterte Blondine, eben noch von Supermenschens kräftig umfangen und geküsst, mit ihrer steinernen Sentimentalität an der Wand, von Lichtenstein aus ihrem tumultuösen Zusammenhang gerissen, vergrössert dargestellt, still und



Roy Lichtenstein:
»I know how you must feel, Brad«

Pop-Art

Natürlich hat uns der erste Anblick eines Pop-Kunstwerkes schockiert, und es fällt der viel uns – je nach Einstellung – schwer, darin einen sinnigen oder gar künstlerischen Wert zu finden; das Attribut Art, Kunst im Sinne einer Fähigkeit, einer Gewandtheit, einem Gegenstand besonderen Gehalt zu verleihen, scheint auf den ersten Blick völlig abwegig.

Wir müssen uns aber einer unserer Tendenzen bewusst werden, einer Denkfähigkeit, die Neuererscheinungen von vornherein in bekannte und bequeme historische Zusammenhänge zu stellen versucht. Wir sind uns ihrer kaum bewusst, wir wollen sie nicht kennen, und besonders hier in der Schweiz binden wir uns gerne an Vergangenes; keiner unserer Rahmen passt zu den Elementen, die uns in der Pop-Art begegnen, und selbständig zu erkennen, unabhängig den Blick dafür zu finden, statt uns hilflos dem Bemängeln von Details und einseitigen Argumentieren hinzugeben ist unserm Wesen zumindest unangenehm.

Fangen wir also an, lassen wir unseren Blick und unsere Einführung schulen, geben wir uns redliche Mühe, jenen Pop-Menschen und ihren Ideen

Fortsetzung von Seite 13

Brecht in Ostberlin

von der momentan vorhandenen Umwelt deutlich. Wohl die am schwierigsten zu realisierende Forderung Brechts an den Schauspieler ist die »Fixierung des Nicht-Sondern«. Darunter versteht er, dass in einer Handlung, die ein Schauspieler vorführt, zugleich positiv offenbar gemacht wird, was er nicht tut. Dies geschieht, indem er durch die Art seiner Rede oder Geste sichtbar macht, dass er sich entscheidet. Dasselbe gilt für den Regisseur für einen Wechsel des Arrangements. Die britische Abwandlung Coriolans von den römischen Plebejern zum Beispiel erhielt den Charakter einer bewussten Entscheidung durch einen kleinen Moment des Zögerns: Hinweis für das Publikum, dass das Gegenteil ebenfalls möglich wäre. Dieses Sichtbarmachen einer möglichen entgegengesetzten Handlung verlangt vom Schauspieler natürlich alles andere als seine Identifikation mit der Figur. Er soll sich während der Arbeit an seiner Rolle anderer Verhaltensmöglichkeiten bewusst sein und sie versuchsweise auf der Probe auch praktisch ausprobieren. Deshalb geht er bei der Gestaltung seiner Figur nicht primär vom Charakter der Rolle aus, sondern zunächst von verschiedenen möglichen Verhaltensweisen innerhalb der gegebenen Situation. Davon trifft er eine Auswahl, die er ausspielt. Die Folge dieser Methode ist, dass er die Reaktion, die er zu spielen hat, nicht mehr als die einzig mögliche, sondern als eine unter vielen andern möglichen sieht. Dieses Bewusstsein muss er auch auf den Zuschauer übertragen. Ekkehard Schall treibt als Coriolan diese distanzierende Spielweise fast bis zur Manier, wenn er den hohen Stil demonstriert, indem er einen Satz unnatürlich scharf aufteilt.

Das eben beschriebene Vorgehen hat nebenbei den Effekt, dass die Schauspieler, wie wir beim Besuch einer Probe zu O'Casays »Purpurstaub« feststellten, dem Regisseur bzw. dem Regiekollektiv von der Bühne hervor verschiedene Möglichkeiten anbieten, da sie sich zuvor damit auseinandergesetzt haben. Dadurch wird eine Inszenierung tatsächlich mehr zu einer Ensemble-Arbeit, als wenn der Regisseur bereits eine feste Konzeption mitbringt und dem Schauspieler entsprechende Anweisungen gibt.

Diese Art von Ensemble-Arbeit verlangt allerdings ein eingehendes Vorstudium des ganzen Stücks durch jeden Schauspieler, noch bevor es überhaupt ins Stadium des Problems gekommen ist. Zu diesem Zweck erhalten alle an einer Inszenierung Beteiligten eine Reihe vielfältiger Untersuchungen über die betreffenden historischen Fakten, die Gesellschaftsformen und ihrer Problematik, die Stellung des Autors in der Gesellschaft usw. als Diskussionsgrundlage und zum Selbststudium.

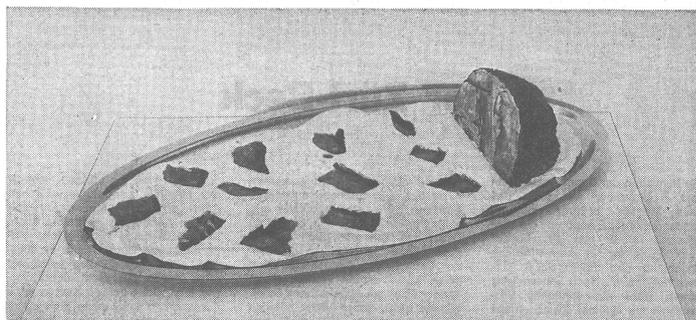
Von jeder Inszenierung am Schiffbauerdamm wird schliesslich ein sogenanntes Modellbuch an-

gefertigt, in welchem jede Veränderung des Arrangements und alle funktionswichtigen Wendepunkte photographisch festgehalten sind mit der entsprechenden Textseite und einem Kommentar, was mit der Veränderung angedeutet sein soll. Dies ermöglicht eine genaue Fixierung der Aufführung. Die Verwendung dieser Modellbücher gibt für die Heranbildung neuer Regisseure wertvolles Material. Auf Grund eines solchen Buches war es möglich, die erste Inszenierung der Dreigroschenoper von 1928 ohne grosse Änderungen im Jahre 1960 mit andern Schauspielern wieder aufzunehmen. Sie steht noch heute auf dem Spielplan des Berliner Ensembles. Diese weiterberühmte Inszenierung von Erich Engel ist heute allerdings zum beispiellosen Unterhaltungsstück geworden und stimmt in keiner Weise mit den sonstigen Richtlinien des Ensembles überein: ein populärer Kassenschlager. Sowohl das Stück wie die Inszenierung würden von den Seminaranehmern allgemein als überholtes und ganz überflüssiges Museumstheater kritisiert, das seinen damaligen Zweck, ein Publikum aus der Lethargie zu reissen, längst nicht mehr erfüllt. Der Vorwurf blieb – stillschweigend des Einverständnis des Ensembles – unbeantwortet.

Die geschilderten umfangreichen Vorarbeiten und Studien sind nur deshalb in solcher Breite möglich, weil das Ensemble für eine Inszenierung über ein Jahr zur Verfügung hat. Auf der andern Seite aber bringt die lange Probenzeit mit sich, dass ein Stück über viele Jahre hinaus läuft und mehrere hundert Aufführungen erlebt. Um einer schleichenden Qualitätseinbuße durch die hohen Aufführungszahlen zu begegnen, wird noch während der Vorstellungen am Stück weitergearbeitet, sei es durch Besprechungen und Diskussionen oder gar – wie die Schauspieler meinen: schlimmstenfalls! – durch Zwischenproben.

Was wir an Aufführungen im Berliner Ensemble gesehen haben, war denn auch von einer Perfektion, die ihresgleichen suchte. Von der Dreigroschenoper sehe ich hier ab, weil sie für den Stand des heutigen Ensembles nur insoweit repräsentativ ist, als sie eine bei einigen wenigen Mitgliedern festzustellende Tendenz zur Nachlassverwaltung illustriert.

Ein begeistertes Publikum fand die Aufführung des »Kleinen Mahagonny«. Das Songspiel ist der drei Jahre frühere Vorläufer der grossen Oper vom »Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny«. Die Geschichte vom Leben in diesem Kapitalherd, wo man für Geld alles dürfen darf, wird als grausiges Vergnügen am Kampf aller gegen alle gezeigt: Bühnenarbeiter schieben einen Boxring auf die Bühne. Darin spielen sich, angekündigt und angepriesen vom Ausruf, die einzelnen Runden vom Fressen, vom Saufen, vom Kaufen und Verkaufen von Liebe usw. ab. Die in einer Szene nicht beschäftigten Schauspieler sitzen als Zuschauer um den Ring, rauchen und trinken und mimen tierisches Vergnügen an jeder Nummer. Zwischen den einzelnen Runden wird offen umgebaut: Arbeiter reichen Requisiten über die Selle, Schauspieler werden im Ring umgeschminkt. Höhepunkt dieser von Vital-



Claes Oldenburg: Vitello Tonnato Nr. 2, Gips

kühl, völlig fehl am Platz, und dem Betrachter ist sein Unwohlsein wahrhaftig nicht überzunehmen. Bitte sehr, ist das Kunst? fragt jedermann. – Ja, wohl, es ist könnnerhaft; Roy Lichtenstein war imstande, einen kleinen Sektor unserer Umgebung in ein erschreckendes, grelles Licht zu stellen, mit höchst einfachen Mitteln, der realistischen Abbildung. Er hat uns umgeworfen; im nächsten Moment aber, kaum sind wir aufgestanden, finden wir es langweilig, blöd, belanglos. Da spielt dann wieder der Geschmack mit, das Verlangen nach ästhetischer Befriedigung, nach traditionellen Werten.

Die Schönheit der zufälligen Komposition von Objekten war wohl Gegenstand des Naturalismus, nicht aber der Pop-Art. Die Ästhetik, der schöne Anblick, spielt wohl bei diversen Pop-Künstlern eine gewisse Rolle, aber ausschlaggebend ist nicht die Auswahl von Zufälligkeiten nach speziellen Gesichtspunkten, sondern die volle Annahme eines zufälligen Gegenstandes als Darstellungsobjekt.

Das ist kein Kernsatz, jedoch für den einzelnen Pop-Künstler insofern allgemein anwendbar, als jeder aus einem bestimmten Ausschnitt seiner Umgebung Dinge wahllos herausgreift; sie alle gleichberechtigt und nach seinem persönlichen Gutdünken darstellt; ein Mistkübel ist also für ihn genauso der Abbildung, der Erwähnung wert wie ein gemeinlich als schön geltender Gegenstand. Pop-Art ist Naturalismus, bei manchen mit tief romantischen, träumerischen Motiven verbunden und gerade wegen ihrer emotionalen, subjektiven Note die behandelten Themen kritisch positiv und negativ beurteilend.

Herr Professor Montanarini, Dozent für bildende Kunst an der Academia di Belle Arti in Rom und selbst Künstler, also ein Individuum von stark gezeichnetem Charakter, in den Begriffen traditioneller Kunst durchgebildet, bekundete eine sehr

positive Einstellung gegenüber der Pop-Art. Für ihn ist sie eine gesunde Reaktion gegen die mehr und mehr introvertierte Abstraktion, gegen das rein Intellektuelle in der zeitgenössischen hohen Kunst. Er findet in ihr eine romantische Gebenbewegung, die mit allen Kräften versucht, zum Leben zurückzuführen, und deshalb alles, was ihr in die Hände fällt, Umstände, Zustände, Gegenstände auf direkte Art wiedergibt. Rauschenberg, einer der Begründer der neuen Richtung, meinte: »Malerei hat mit Kunst gleich viel zu tun wie mit dem Leben, diese beiden Dinge sind aber nicht zu vereinigen. Ich versuche, mich in der Kluft zwischen Kunst und Leben zu bewegen.«

Herr Professor Montanarini bezeichnete die Pop-Art als Kunst, jedoch als momentane Kunst, nicht als weiterzuverfolgende Kunstrichtung; was nachträglich dazu beigetragen würde, schien ihm unangebracht. Er sagte: »Man kann mit einem Stein nur einmal eine Fensterscheibe einwerfen, nachher ist sie kaputt und jeder weitere Wurf sinnlos.«

Das Hauptanliegen der Pop-Art wäre also etwa folgendermassen zu formulieren: Das Leben als eine Totalität auffassen und mit möglichst direkten, unexpressiven Mitteln darstellen; Kritik üben an den Produkten, Emotionen und Anforderungen, die durch die Industrie an die Menschen herangezogen werden; der geistigen Entwicklung der Kunst entgegenwirken und ihr mit naiven Ausdrucksmitteln ein neues Gepräge geben. Dieses Anliegen ist fruchtbar; ob jedoch die neuen Pop-Künstler dessen Sinn nicht vergewaltigen werden, bleibt dahingestellt. Gerade hier kann Epigonentum noch sehr viel Geld bringen, während die eigentliche Pop-Art ihren Dienst schon längst getan hat: Durchbruch und neue Zielsetzung. *ld*

Die Photos wurden freundlicherweise von der City-Galerie zur Verfügung gestellt.

tät strotzenden Darbietung war Ekkehard Schall als Jakob Schmidt, der sich mit gierigster Fresslust in artistischer Virtuosität und mit verblüffender Präzision zu Tode frass. Wenig erfreulich hingegen war die banale und allzu vereinfachte Erklärung, die – nicht zum Stück gehörig – nach dem Ablauf dieses sprühenden Feuerwerks vom Darsteller des Ansagers vorgelesen wurde: Die »Moral von der Geschichte, Kapitalismus gleich Kampf gegeneinander, Sozialismus gleich Kampf für einander, war in ihrer lapidaren Verallgemeinerung weit unter dem geistigen Niveau der Aufführung. Das »Kleine Mahagonny« bildete den zweiten Teil des Brecht-Abends. Vor der Pause wurden eine Reihe Gedichte und Songs zum Thema »Ueber die grossen Städte« vorgetragen.

Die wichtigste Aufführung, die wir zu sehen bekamen, war wohl die der Brechtschen Bearbeitung von Shakespeares »Coriolan« unter der Regie von Manfred Wekwerth und Joachim Tenschert. Das Ensemble blieb dabei nicht bei Brechts Text stehen, sondern hat ihn weiter bearbeitet. Szenen aus Shakespeares Stück, die Brecht weggelassen hatte, wurden wieder hinzugenommen. Wenn die ursprüngliche Bearbeitung Brechts den Konflikt beschränkte auf Coriolan einerseits und die Plebejer andererseits, so zeigte die jetzige Aufführung wieder ein komplexeres politisches Geschehen. Genial war der Gebrauch des Bühnenbildes: Ein grosses Tor als einziges Dekorationsstück, auf der einen, römischen Seite weiss, auf der andern, volksischen als dunkler Holzbaum verkleidet. Dieses Tor war um seinen Flügel drehbar und stand zudem auf der beweglichen Drehbühne. Dies gestattete einen raschen Bildwechsel. Verblüffend war jedoch der dramaturgische Einsatz der Drehbühne während der Schlachtszenen zwischen den Römern und den Volkern. Mit einer choreographischen Präzision, die ballettwürdig erschien, drangen die Gegner in turbulentem Gewühl aufeinander ein. Dazu drehte sich die Bühne samt dem Tor und den kämpfenden Massen lautlos und unterstützte den Eindruck der wogenden Schlacht und bot dem Zuschauer immer neue Kampfszenen aus der Nähe. Dazu ertönten aus Lautsprechern rhythmisierte Kriegsschreie der Musik von Paul Dessau. Die intensive Wirkung dieser Szene löste denn auch frenetischen Beifall aus.

Brecht schrieb einmal: »Wir müssen erreichen, dass man unsere Spielweise nicht an und für sich, sondern danach beurteilt, ob sie ein richtiges Bild von der Wirklichkeit und fortschrittliche, d. h. sozialistische Impulse erzeugt. Losgelöst von den Aufgaben kann die Spielweise nicht beurteilt werden; sie müsste willkürlich erscheinen.« Vielleicht lag es an den besonders gelagerten, praktischen Theaterinteressen der Seminaranehmer, dass kaum je über die politisch-gesellschaftliche Position einer Aufführung, über das, was sie eigentlich sichtbar machen wollte, diskutiert wurde, sondern immer nur über die Art, wie etwas gestaltet wurde. Jedenfalls übertrug das ästhetische Erlebnis, die frappierende Schönheit der Präzision und die zur Schau gestellte Artistik jedesmal die der Auf-

führung zugrunde liegende Aussage. Es bestand die Gefahr, dass man über der Bewunderung des artistischen Könnens vergass, wozu dieses letztlich dienen sollte. Die Virtuosität der Darstellung faszinierte und begeisterte so, dass die dargestellte Wirklichkeit gar nicht mehr interessierte. Darauf ist wohl zurückzuführen, dass die Aufführungen des Berliner Ensembles viel weniger politischen Staub aufwirbeln und Diskussionen in Gang bringen als etwa Benno Bessons Inszenierung von Peter Hacks' »Der Frieden im Deutschen Theater. Der Anteil des westlichen Publikums im Berliner Ensemble ist beachtlich, und es klatscht genauso, unbekümmert, ob die Aussage sich für oder gegen sie richtet. Der Stoff bleibt beim breiten Publikum offensichtlich zweigeteilt: Material, an welchem sich das artistische Können der Schauspieler erweist. Die perfekte Spielweise des Berliner Ensembles ist nicht zuletzt deshalb der Gefahr, missverstanden zu werden, ausgesetzt, weil es den Zuschauer eben nicht durch Einführung ins Geschehen hineinbindet, sondern ihn als kritischen Betrachter gegenüberstellt und ihn dadurch veranlasst, statt wie beabsichtigt zu denken, sich viel lieber der Begeisterung über die Artistik hingibt und deshalb nicht im Sinne Brechts reagiert. Oder ist vielleicht doch richtig, was Max Frisch meinte, als er sagte, Brecht besitze heute die durchschlagende Wirkungslosigkeit eines Klassikers? Ist die Brechtsche Problemstellung nicht mehr aktuell und brennend genug, um ein Publikum daran zu interessieren? Fast scheint es so, denn die letzte Aufführung, Kipharts »In der Sache Robert Oppenheimer«, unterlag dieser Gefahr gar nicht; vielleicht darum nicht, weil das Stück kaum Gelegenheit gibt zu solchen artistischen Bravourleistungen. Eigentlich überraschend an dieser Aufführung war die politische Objektivität. Gestrichen waren allerdings jene Stellen, wo der Westen direkt gegen den Osten ausgespielt wird. Mit dieser Inszenierung ist dem Ensemble gelungen, was es anstrebt. Die Entscheidungen eines Atomphysikers und ihre unabsehbaren Konsequenzen wurden klar herausgearbeitet und blieben als wirkliche Probleme in den Köpfen und sogar in den Herzen der Zuschauer haften. Die saubere Präzision der Darsteller, die kühle Atmosphäre der metallenen Umgebung, das Atommodell über den Köpfen der Zeugen, des Gerichts und des Angeklagten, all das diente nur dazu, die gesellschaftliche Verantwortung des Atomforschers sichtbar zu machen. Bezeichnenderweise betrafen die Diskussionen nach der Aufführung hauptsächlich das gestellte Problem und weniger die Darstellung. Die Aktualität der Frage stand im Vordergrund. Und wenn Oppenheimer ganz am Schluss des Stückes mit bitterer Gebärde das Publikum auffordert, die Welt an jenen Stellen offenzuhalten, die offenzuhalten sind, und er halb resigniert die Hände sinken lässt, so erhält dieser Satz – einige hundert Meter von der Berliner Mauer gesprochen – noch eine traurige und brennende zusätzliche Aktualität, die zu verändern ebenso notwendig wie vorerst unmöglich ist. *Guido Hauser*

Der Züri-Beck

Die Sensation der Bundesratswahlen vom 8. Dezember war nicht das neue Mitglied unserer obersten Landesregierung, sondern die unerwartete Rede von Dr. Marcel Beck, Professor für mittelalterliche Geschichte und fraktionsloser Zürcher Nationalrat. Noch vor wenigen Jahren wäre ein ähnliches Vorkommnis als «kleiner Zwischenfall» von der breiteren Öffentlichkeit kaum wahrgenommen worden. Jedenfalls hätte es die Gemüter im «Volk draussen» nicht in Wallung gebracht. Mit dem Fernsehen aber ist das Politisieren ganz unvermittelt in eine neue Dimension hineingewachsen. Die Technik gestattet es Hunderttausenden, gewissermassen auf der Tribüne des Nationalratssaales zu sitzen, ohne sich von zu Hause zu entfernen. Prof. Beck, der einen guten Riecher für Propaganda zu haben scheint, verpasste die einmalige Gelegenheit, zu diesen Hunderttausenden zu sprechen, nicht!

Er hatte allerdings die Unvorsichtigkeit begangen, seine Rede zwei Tage vorher anzukündigen. Nun setzten sich die Ältesten der Regierungsfractionen zusammen und verfassten als Antwort eine gemeinsame Erklärung. Dieser Schuss musste neben die Scheibe gehen. Es ist schwer verständlich, wie man hochoffiziell eine Antwort auf eine Rede verfassen konnte, deren Inhalt im einzelnen gar nicht bekannt war. Gemeinsame Fraktionsklärungen gibt es so alte 25 Jahre bei Staatsnotständen. Wie kam man nur auf die Idee, gegen den Einzelgänger Beck mit derart schwerer Artillerie aufzufahren und – die Kanone oben drein mit einem Blindgänger zu laden?!

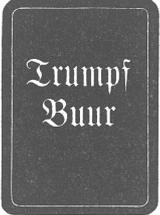
Die 4-Fraktionen-Erklärung verhinderte das, was dringend notwendig gewesen wäre: eine spontane und schlagfertige Replik aus der Mitte des Rates. Sie hätte sich auf die Feststellung beschränken können, der Vorwurf, die Bundesratswahlen seien keine echten Wahlen mehr, sondern nur ein abgekartetes Spiel, stimme nicht. Sonst hätten nämlich im Bundesrat von 1965 nicht drei von sieben Mitgliedern gesehnen, die gegen die Anträge ihrer Partei gewählt worden sind: Bundesrat Wahlen ist seinerzeit gegen den offiziellen Parteikandidaten Siegenthaler, Bundesrat Tachud gegen den offiziellen Parteikandidaten Bringolf und Bundesrat Bonvin gegen den offiziellen Parteikandidaten Tenchio gewählt worden. In den Protokollen der vereinigten Bundesversammlung ist nachzulesen, wie oft Bundesräte erst im zweiten, dritten oder gar vierten Wahlgang der Urne entzogen sind.

Wenn Prof. Beck schon das gegenwärtige Wahlverfahren beanstandet,

so hätte er wissen müssen, dass er als Mitglied der eidgenössischen Räte durch eine Motion jederzeit dessen Aenderung anstreben kann. Er hat bis heute keine solche eingereicht. Als Bürger kann er überdies eine Volksinitiative lancieren; auch davon hat man nichts vernommen. Statt dessen hielt er eine Fernsehrede und setzte sich damit dem Verdacht aus, dass ihm der propagandistische Knalleffekt wichtiger gewesen sei als die Sache. Wenn er mit der Kandidatur Gnägi nicht einverstanden war, warum hat er dann keinen Gegenvorschlag gemacht, um eine «echte» Wahl zu ermöglichen?

Die Sache, um die es geht, ist allerdings von grösster Bedeutung. Gemäss heutigem Brauch muss ein Bundesrat unter Umständen aus einem bestimmten Kanton kommen, einer bestimmten Partei und möglicherweise auch noch einer bestimmten Konfession angehören, ein Welscher oder ein Deutschschweizer sein, den linken oder den rechten Flügel seiner Gruppe vertreten – und schliesslich ist man dann noch berechtigt zu fragen, ob er das Zeug zum Bundesrat hat. Sofern diese Frage vor lauter übrigen «Bedingungen» und «Voraussetzungen» überhaupt noch zum Zug kommt...

Da gibt es schon einiges zu reformieren. Vor allem werden die Bundesratsparteien, die in einem Koalitionsparlament und einer Koalitionsregierung sitzen, sich dazu bereit finden müssen, endlich auch – und zwar in personellen wie in Sachfragen – eine Koalitionspolitik zu betreiben, welche diesen Namen verdient.



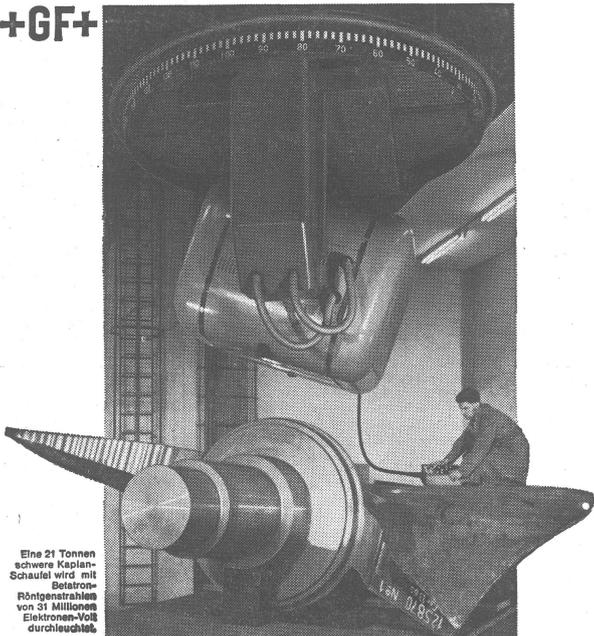
Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich

Industrielle Forschung und Entwicklung führen zu den Spitzenleistungen der modernen Technik

Wir bieten technisch interessierten Leuten vielfältige Einsatzmöglichkeiten in unseren Arbeitsgebieten:

Fittings, Temperguss, Elektro-Stahlguss, Grauguss, Sphäroguss, Leichtmetallguss, Freileitungs-Armaturen, Räder und Kupplungen für Strassen- und Schienenfahrzeuge, Werkzeugmaschinen, Giessereimaschinen

+GF+



Eine 21 Tonnen schwere Kaplan-Schaukel wird mit Betatron-Röntgenstrahlen von 51 Millionen Elektronen-Volt durchleuchtet.

Georg Fischer Aktiengesellschaft, Schaffhausen

P 532/1 Telephone: (053) 56031 und (053) 57031

ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich

Die ganze Nachrichten-Technik

durch
Standard Telephon und Radio AG.
Ein IFF-Unternehmen

das ECHO

Unsere militärische Bürgerschule

Erfreulicherweise hat der Artikel »Cursors« im Zürcher Student Nr. 6 nachhaltiges Echo gefunden. Wir wurden mit Entzissen, geschelten und amüsanten Antworten buchstäblich überschwemmt. Der Versuch einer »Stimmungswiedergabe« bleibt in unserem kleinen Rahmen – eben ein Versuch und viele interessante Beiträge müssen unveröffentlicht bleiben. Wir hoffen, dass auch in Zukunft unsere geschätzte Leserschaft uns ihre ebenso geschätzte Meinung nicht vorenthalten wird.

Eine Entgegnung an »Cursors«

Cursor untersucht in seinem Artikel die soziologischen und psychologischen Beziehungen zwischen Offizier und Soldat und kommt darin zum Schluss, dass das Hauptanliegen vieler Offiziere darin bestehe, auf Kosten der persönlichen Rechte, vor allem des Ehrgefühls ihrer Untergebenen ihre sozialen Prestigeansprüche zu befriedigen. Cursor schreibt weiter: »Sie (die Offiziere) fühlen sich berechtigt, ja verpflichtet, den Untergebenen zum geistig subalternen, ja devoten Befehlsempfänger zu degradieren.«

Wer wird Offizier?

»Nun hat aber heute effektiv jeder, der die charakterlichen und intellektuellen Voraussetzungen besitzt, die Möglichkeit, Offizier zu werden und aufzusteigen (in der militärischen Hierarchie). Die Herkunft spielt keine Rolle mehr...« (Generalstabschef Gygli im Artikel »Ueberforderter Kader?« von Alfred A. Häslar, Seite 30.)

Die Umfrage in einer Infanterie-Offizierschule hat ergeben, dass mehr als zwei Drittel der Väter der Offiziersaspiranten Soldaten, HD oder Dienstuntaugliche waren. Ebenso ist heute der praktisch Berufstätige unter den Offizieren recht ansehnlich vertreten. Ich glaube, dass man den Offiziersstand nicht mehr als einen gesellschaftlichen Stand besonderer Bevorzugung bezeichnen kann, denn die gesellschaftliche Respektabilität verlangt heute mehr, als »nur« Offizier zu sein.

Beweggründe, Offizier zu werden

In einer Offizierschule wurde eine anonyme Umfrage durchgeführt. Jeder Aspirant konnte meh-

tere Antworten geben, deshalb beträgt die Summe mehr als 100%. (Vergl. NZZ 6. Juli 1964, Nr. 2920.)

Die Freude am militärischen Leben und Begeisterung für die Arbeit eines Führers (51%).

Die Absicht, seine Fähigkeiten vermerkt in den Dienst der militärischen Landesverteidigung zu stellen (41%).

Die Hoffnung auf Vorteile im Beruf (27%). Besuch der OS auf Druck der Eltern, des Arbeitgebers oder der militärischen Vorgesetzten (2%).

Die Ausbildung in der OS

Es besteht ein eklatanter Gegensatz zwischen der Vorstellung Cursors über die Offiziersausbildung und der Wirklichkeit. In den allgemeinen Weisungen für die Erziehung, Ausbildung und den Dienstbetrieb einer Inf.-OS heisst es:

»Das höchste Ziel der Offizierschulen ist die Entwicklung des Aspiranten zur Führerpersönlichkeit. Es kommt schliesslich darauf an, ob er vom Wesen des Soldatentums und von der ihm zugewiesenen Aufgabe erfüllt ist und ob es ihm gelingt, trotz widerwärtigen Verhältnissen sich im Sinne seines Chefs durchzusetzen und den Verhältnissen entsprechend vernünftig zu handeln. Alles andere hat sich diesem Gedanken unterzuordnen. Nicht die Fülle des Wissens, sondern die Kunst, das Wesentliche zu erkennen, und die Kraft der Einflussnahme auf die Gefolgschaft sind entscheidend.«

Dass es immer wieder Offiziere gibt, die gerade in dieser Hinsicht versagen, ist nicht unbestritten. Aber es darf hier deutlich festgehalten werden, dass der grösste Teil unserer Millizoffiziere ihrer

Pflicht in diesen Belangen vorbildlich nachkommt. Sowenig man aus der Tatsache, dass es in der Praxis unfähige Akademiker gibt, nun auf die praktische Unfähigkeit aller Akademiker schliessen darf, darf man aufgrund der bedauerlichen Missgriffe einzelner Offiziere auf den Offizier schlechthin schliessen. Dass jene wenigen Offiziere dem Ansehen unserer Armee besonders schwer schaden, ist nur zu gut zu verstehen.

Das Verhältnis Offizier – Soldat

»Le chef est celui qui prend tout en charge. Il dit: j'ai été battu. Il ne dit pas: mes soldats ont été battus. L'homme véritable parle ainsi.« (Saint-Exupéry)

Ich denke hier aus eigenem Erleben heraus hauptsächlich an das Verhältnis zwischen dem Infanterie-Zugführer und seinen Soldaten: Gleiche körperliche Leistung, gleiche Strapazen, gleiche Ergebnisse, gemeinsames Vorgehen in der Zugsaktion mit gleichem Ziel, gleichen Interessen. Ich glaube, kaum ein Offizier ist mit seiner Gefolgschaft derart eng verbunden wie dieser Zugführer. Diese enge Beziehung schafft ein Verhältnis von Mann zu Mann; von »Erziehungsobjekt« kann überhaupt nicht die Rede sein. Ich bestreite nicht, dass der Soldat je nach Fähigkeit noch mehr zur militärischen Mitarbeit herangezogen werden muss. Oberstvi. Hanslin schreibt in seiner Betrachtung über »Zeitgemässe Soldatenerziehung« (Verlag Beer, Zürich, 1965) Seite 22/23:

»Zwischen der Selbständigkeit der Kader und derjenigen der Soldaten klafft indessen eine zu grosse Lücke. Sie ist um so bedauerlicher, als die heutige Form des Kampfes vielfach bis zum einzelnen Soldaten selbständiges Handeln erfordert. Oft werden sich einzelne Leute schicksalhaft in irgendeinem Bombentrichter zusammenfinden und ohne Unteroffizier den Kampf weiterzuführen haben. Oft wird auch ein gefallener Gruppenführer durch einen Soldaten ersetzt werden müssen... Wie aber, wenn unsere Soldaten überhaupt nicht in der Lage sind, Gefechtsituationen selbständig zu beurteilen? Nicht weil sie etwa zu dumm dazu wären, sondern weil man es bewusst unterlassen hat, sie zu selbständigem Urteilen und Handeln zu erziehen?... Die geistigen Fähigkeiten unserer Leute sind aber militärisch bei weitem noch nicht ausgereift.«

Ich möchte an dieser Stelle einen Vorschlag zur Diskussion stellen, allerdings nicht ganz im Sinne Cursors.

Der Soldatenstand soll gehoben, nicht der Offiziersstand erniedrigt werden. Ich meine, dass diese Bestrebung u. a. in der Schaffung einer neuen, eleganten Ausgangsuniform für Soldaten ihren äusseren Widerschein erhalten sollte.

Wie sich der Soldat den Offizier vorstellt

»Einige tausend amerikanische Soldaten wurden im Rahmen einer anderen Untersuchung darüber befragt, welches nach ihrer Ansicht die wichtigsten Führercharakteristika seien. Die Antworten

wurden zusammengestellt und nach dem Kriterium ihrer Häufigkeit geordnet.

Nachfolgend die zehn meistgenannten:

1. Der Offizier muss vertrauenswürdig sein.
2. Das persönliche Wohlergehen seiner Untergebenen muss ihm am Herzen liegen.
3. In seinen Entschlüssen darf er nicht zögern.
4. Er muss geduldig unterrichten können.
5. Er soll taktvoll sein und seinen gesunden Menschenverstand brauchen.
6. Er soll seine Stellung nicht betonen.
7. Den Tüchtigen soll er loben.
8. Er soll robust sein und sicher auftreten.
9. Seine gute Erziehung soll man ihm anmerken können; der Vorgesetzte muss Mut und Sinn für Humor haben.
10. Er soll stets unparteiisch und fair handeln.« (Bigler, »Der einsame Soldat«, Seite 243)

Diese Resultate dürften in mancher Hinsicht auch für unsere eigenen Verhältnisse in der Schweiz zutreffen.

Peter Hofacher, stud. iur.

Galante Abenteuer

Zu dem Aufsatz von Cursor in der Dezembernummer möchte ich mir als Jahrehntelng militärisch als Truppenarzt Tätigem doch eine kleine Bemerkung gestatten:

Als Militärarzt kann ich den ZS-Lesern versichern, dass ich ganz genau weiss, dass die Häufigkeit der galanten Abenteuer »von militärischen Stand und Grad völlig unabhängig ist, dass die peduculi pubis sich um das Vorhandensein oder Fehlen von Galons nicht kümmern. Im übrigen spielt ja die Gestaltung der Uniform für die »galanten Abenteuer« ohnehin nicht eine derart entscheidende Rolle, da sie im entscheidenden Moment kaum je getragen wird. Wie ich in langen Jahren – Wks wie Aktivdienst – als Truppenarzt eindeutig feststellen konnte, ist übrigens die kurz bemessene Zeit des Ausganges der Soldaten für Dinge, wie Sie die erwähnten »galanten Abenteuer« darstellen, immer noch erstaunlich gut ausreichend gewesen.

Hierarchie und Puritanismus

Auf Grund eigener und gehörter Erlebnisse als Soldat sowie einiger Lektüre bestreite »Cursors« das Urteil von Sigmund Widmer über die sozialpädagogischen Möglichkeiten unserer Milizarmee. Dem Verfasser dieser Replik ist die Perspektive von unten vertraut, nicht nur weil er vor Jahren als Fusilierrekrut und noch als Vorgesetzter beim Abverdienenden unter dem Kasernentum gelitten hat, sondern auch weil er sich als alter Zugführer vom gleichgekleideten Bataillonkommandanten nicht nur rüchlich weiter entfernt vorkommt als von seiner Mannschaft. Zustimmen möchte er »Cursors« in seiner Absicht, dem Offizier einen Spiegel vorzuhalten. (Jener Imperativ etwa, »im Rahmen eines gewissen freien Ermessens nach Rechtsvorschrift zu handeln«, gehörte so gut in jedes Brevet gedruckt, wie die Lizenz, Gehorsam zu verlangen.) Hingegen findet er Fragestellung und Schlussfolgerung unklar. Was soll nun eigentlich falsch sein? Die militärische Hierarchie und die puritanische Lebensführung überhaupt, oder nur die Verbindung von beiden? Was wäre im zweiten Fall auszuschneiden? Hat der Offizier zuviel, hat der Soldat zuwenig dolce vita?

Zur Hierarchie: Das Buch von Rolf R. Bigler, »Der einsame Soldat«, auf das sich »Cursors« hauptsächlich beruft, ist wertvoll und anregend, gelegentlich auch bewusst polemisch. Die Hierarchie an sich steht nie zur Diskussion, nur ihr Charakter in den unteren Rängen. Bei »Cursors« erscheint das Polemische durch Einseitigkeit noch einmal vergrößert. Versetzt mit den Begriffen einer systematischen Wissenschaft erhalten dann sporadische Erfahrungen den Anschein der Regelmässigkeit. Das eigentliche Anliegen Sigmund Widmers wird dabei völlig aus dem Auge verloren. Im übrigen läuft »Cursors« Gefahr, selber eine Art von »Ideologie eines Akademikers im Mannschaftsrang« zu entwickeln. (Ich beschwerte mich einmal beim Einheitskommandanten darüber, dass er ausgerechnet einen Studenten zur Offiziersordnung bestimmt hatte. Als ich dann sah, mit welcher selbstverständlichen Gewissenhaftigkeit der hochgebildete Kommitonee seine niedere Arbeit besorgte, hatte ich Grund, mich zu schämen.) – Selbst wenn eine beträchtliche Zahl von Aspiranten bloss nach Gold und Gabardine streben sollte: Im Infanterieregiment 27 jedenfalls kommen jene Attribute recht wenig zur Geltung. Da die fortschreitende Waffentechnik die ganze Infanterie betrifft und an alle Ausbilder höhere Anforderungen stellt, ist sogar anzunehmen, dass es sich nicht um eine Ausnahme handelt.

Zum »Puritanischen«: Die Wertschätzung eines zeitweise entsagungreich einfachen und harten Lebens ist vielleicht doch nicht bloss dürftiger Kulturpessimismus. Sie könnte auch Ausdruck des Unbehagens sein über die Tatsache, dass viele scheinbar gesunde Männer keine Märsche und keine Lasten mehr aushalten. In aller Welt wird heute das Marschieren als Sport propagiert.

Zu beidem: Das Dienstlerlebnis ist weit mehr als Organisation und Drill der eigentliche personelle Kitt der Truppe (nur kann man es nicht als Gegenstand ins Arbeitsprogramm aufnehmen). Dann und wann mag es sich auf ein Gelage beziehen, schon wegen des Seltenheitswertes. Wichtiger ist jedoch ganz einfach die allen gemeinsame Erfahrung extremer Situationen, seien das körperliche Anstrengungen, Entbehrungen, Gefahren – oder auch überwindbare Enttäuschungen: Situationen, in denen wirkliche Kameradschaft, auch zwischen Führer und Truppe, sich zeigen kann und sich auch immer wieder zeigt; Situationen auch, denen in der Regel der Führer weniger ausweichen kann als der »Mann«.

René Hauswirth, Dr. phil.

Fortsetzung von Seite 15

Edition und Interpretation

riments: soviel ich sehe stimmt kein Text, mit einem andern überein – wie es bei einem so vieldeutigen Befund nicht anders zu erwarten war. Die Lehre, die man daraus ziehen sollte, ist natürlich, dass der Hrsg. mit gehöriger Vorsicht zu Werk gehen muss, dass er nicht auf Dokumentation verzichten darf, wie die Hölderlin-Ausgabe es in der Regel tut.

Es geht dabei teilweise um Dinge, die im Prinzip einfach sind. Ein Beispiel aus den Nachlasspapieren zu Musils Roman »Der Mann ohne Eigenschaft« soll das deutlich machen. Ihr Hrsg. hat die darin vorgefundenen privaten Abkürzungen Musils nach Möglichkeit ergänzt, und zwar mit Spitzklammern um das Ergänzende, wo er noch andere Deutungen für möglich hielt, dagegen stillschweigend, wo er seiner Sache sicher war. So lassen wir in der Ausgabe diesen Satz ohne Klammern:

»Politik gehört zum Problem... Liebe – Gewalt, Pathein – Agathe und dergleichen.« In der Hs. steht nicht »Pathein – Agathe« (Agathe ist der Name der weiblichen Hauptperson), sondern »Path – Ag.« Diese Abkürzung kommt in Musils Papieren auch sonst vor, wie ein Kritiker bemerkt, und ist natürlich in »Pathein – Again« (Leiden – Handeln) aufzulösen. Nicht dass er dies nicht bemerkt hat, ist dem Hrsg. vorzuzulassen: zu beanstanden ist der methodische Ansatz, die Klammern wegzulassen, wo er sich sicher fühlt, obwohl er diese Situation als Quelle editorischer Fehldedungen ja kannte. Hätte er jedesmal mittels Klammern den hsl. Befund und seine Deutung getrennt angezeigt, so wäre es dem versierten Leser möglich gewesen, die Abkürzung trotz dem Irrtum des Hrsgs. richtig zu ergänzen. Das gilt nun ganz allgemein: Um der Dokumentation willen muss der Hrsg. in den bekannten typischen Situationen, die manchmal zu Fehldeutungen führen, in mechanischer Anwendung des Prinzips Befund und Deutung getrennt mitteilen. So kann er den editorischen Schatten zu einem guten Teil sichtbar machen.

Dazu gehören z. B. die Angaben über alle Streichungen, die der Autor, und über die Tilgungen, die nur der Hrsg. anstelle des Autors vorgenommen hat, zumal bei einem Dichter wie Hölderlin, der die infolge von Korrekturen überholten Textteile selten ausstreicht, dessen Versprache – in den späten Hymnen – weder durch ein festes Metrum noch durch konventionellen Sprachgebrauch gestützt wird, so dass sich der Leser der Hs. und der Hrsg. über den Text oft nicht klar werden können, z. B. darüber, ob ein nachgetragenes Wort das frühere ersetzen oder ob es mit ihm zusammen gelten soll. Zum Teil daher rühren im einzelnen die Verschiedenheiten in den erwähnten Versuchen, den Entwurfstext der »Friedensfeier« festzustellen. Die Wiedergabe der Hölderlin-Aus-

gabe lässt von diesen nur zu häufigen Unsicherheiten nichts ahnen, weil sie auf entsprechende Dokumentation fast völlig verzichtet. Ihr Hrsg. freilich versichert, gerade im Hinblick auf die »Friedensfeier«-Entwürfe, er tue das »selbstverständlich nur da, wo die Abfolge der Entstehungsstufen exakt und eindeutig bestimmbar ist«. Je grösser die Selbstsicherheit des Hrsgs; desto grösser der editorische Schatten.

Natürlich gibt es Hs. – bei Hölderlin häufig, bei Goethe seltener –, die so kompliziert sind, dass der Hrsg. fürchten muss, bei einer sprachlichen und zeichenmässigen, also logischen Abbildung aller Umstände des hsl. Befunds, die ihm wesentlich scheinen, doch gerade die zu verschweigen, die für andere Deutungen entscheidend wären.

Zum Beispiel wurde an entscheidender Stelle in den »Friedensfeier«-Entwürfen ein gewisses Graphem von der Mehrzahl der Hrsg. als eine Vier gelesen und als Strophennummerierung gedeutet, andre dagegen lasen es als Verweisungszeichen für eine Einschaltung, das mit einem ähnlichen Graphem korrespondierte, das jene als gestrichenes Komma verstanden. Solche Alternativen sind von einem ersten Hrsg. nur durch Zufall erkennbar; ein solcher Befund ist logisch nicht abbildbar.

In solchen Fällen ist darum die photographische Reproduktion angebracht, nicht als Buchschmuck und nicht anstelle der Transkription, sondern als Dokumentationsmittel.

So nützlich das Faksimile sein kann, so bleibt es doch nur ein behelfsmässiger Ersatz für den Befund selbst; ein Ersatz, dessen Informationen weder so vollständig noch so zuverlässig und dessen Benützung nicht so leicht ist, wie man vielerorts glaubt. Je komplizierter und vieldeutiger die hsl. Verhältnisse, je verworrener das graphische Bild ist, desto nötiger und desto wichtiger für den Benützer ist eine Reproduktion, aber desto schwerer findet er sich darin zurecht, desto schwerer kann er sie nutzbar machen.

Wir können nun wenigstens präzis angeben, warum die Edition von Hs. und die Beschäftigung mit Editionen eine etwas peinliche Angelegenheit ist: Als Leser, als Literarwissenschaftler meint, wegen ist es uns ausschliesslich um das Werk, das Gedicht, den Text zu tun. Die Hs. ist nicht der Text; ausser dem Autographenliber interessiert sich unmittelbar für die Hs. als solche niemand. Aber als Textträger ist sie von unersetzlichem Wert, die Grundlage, auf die zurückgehen muss, wer den Text feststellen will; der Hrsg. und wir nicht blind vertraut, muss sich um die Zuverlässigkeit des hsl. Befunds kümmern, muss allenfalls von Ueberschreibungen, Streichungen, Nichttilgungen und dergleichen sprechen.

So selbstverständlich die Folgerungen scheinen, die wir aus dem methodischen Prinzip gezogen haben, in der Edition Befund und Deutung zu sondern und die Deutung mehr oder weniger zu dokumentieren, so wenig sind sie in den meisten Ausgaben realisiert, mit denen wir arbeiten müs-

sen, wobei die entstehende Akademie-Ausgabe von Werken Goethes als vorbildliche Ausnahme erwähnt sei. Das dürfte weniger daher rühren, dass man erst seit einigen Jahrzehnten schwierige autographische Hs. editorisch darzustellen versucht, als daher, dass vielen Herausgebern ein Ideal ihrer Tätigkeit vorschwebt, das eigentlich dem Vorgehen der Textinterpreten entspricht: Dem Interpretieren müssen alle Dinge zum besten dienen. Unter allen möglichen Gesichtspunkten bieten sich ihm die an, die auf der Linie seiner Interpretation liegen. Wenn er ihr den Charakter überzeugender Geschlossenheit zu geben sucht, verfährt er durchaus legitim.

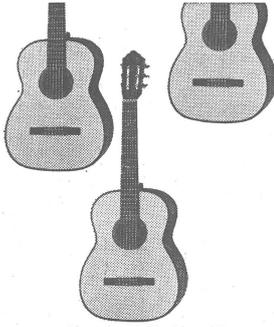
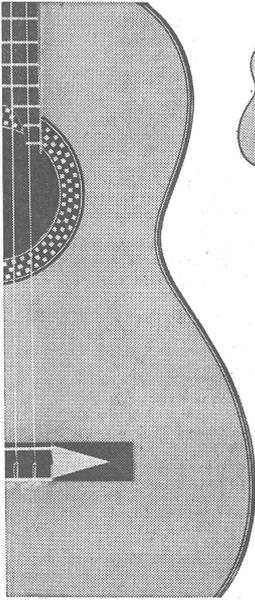
Das kann nicht das Ideal der Edition sein. Der Hrsg. aristarchischer Observanz wenigstens wird Unstimmigkeiten nicht verschweigen, wird die Ausgabe nicht so anlegen, dass es schon eine Leistung bedeutet, die Risse in der Konstruktion aufzudecken, die er wohl für einen Augenblick bemerkt, aber wieder camouffiert hat. Er wird die Probleme nicht verstecken, sondern zeigen. Die Edition soll offen sein, sie hat nicht um jeden Preis eine Lösung, noch viel weniger eine runde Lösung zu geben, sondern die Möglichkeit zu Lösungen, indem sie das Material vermittelt.

Der Wunsch, nur gesicherte Ergebnisse vorzulegen, der Hang zur Synthese will den Hrsg. dazu verführen, die Edition als eine abschliessende, als eine die gesamten Bemühungen um den betreffenden Autor zusammenfassende Leistung aufzuführen, ihm, wie man sagt, ein Denkmal zu errichten. Das ist eine noch schlimmere Täuschung als die unaristarchisch makellose Präsentation unserer Textestien.

Es wäre ja auch zu verwundern, wenn aus einem so mannigfach bedingten Geschäft wie das Edieren es ist, etwas Abschliessendes hervorgehen, die h., wenn es so etwas wie eine endgültige Edition geben sollte.

Fussnoten

- 1) Ueber Aristarchs Ilias-Ausgaben. In: Hermes 87 (1959) S. 275–303.
- 2) Kleinere Schriften, Berlin 1876, Band 2, S. 252.
- 3) A. Frey, Meyers unvollendete Prosadichtungen, Leipzig 1916, II 99, I 209, Gedicht Nr. 194, Fassung 1881.
- 4) L. Blumenthal: Die Tasso-Handschriften, in: Beiträge zur Goethe-Forschung, hrsg. v. E. Grunach, Berlin 1959, S. 172 und 181.
- 5) Vgl. Peter Szondi, Zur Erkenntnisproblematik in der Literaturwissenschaft, in: Die Neue Rundschau 73 (1962) S. 154 f.
- 6) Wilhelm Bausner: Studien zu einer hist.-krit. Ausgabe von Robert Musils Roman »Der Mann ohne Eigenschaft«. Reinbeck bei Hamburg 1964, S. 112 f.
- 7) Friedrich Beisser: Einige Bemerkungen über den Lesartenapparat zu Werken neuerer Dichter in: Orbis litterarum 1958, Suppl. 2, S. 19.



Unsere reichhaltige Gitarren-Kollektion bietet:

Gutgebaute, vorteilhafte Instrumente zu Fr. 98.—, 120.—, 145.—, 155.—, 185.—

Meister Gitarren zu Fr. 280.—, 350.—, 465.—, 570.—, 630.—

Konzertinstrumente für höchste Ansprüche zu Fr. 1150.—, 1550.—, 1850.—, 2000.—

Jecklin

Streichinstrumente
Zürich 1 Pfauen
Telefon 051/24 16 73

Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- u. Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

Sonneggstrasse 27
Zürich 6, beim Poly
Telephon 47 64 59
A. Ruedlinger



Vor u. nach dem Kolleg
eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen



Jeden Abend erstklassiger Pianist
Schönes Stübli für Essen jeder Art
Prima Küche. Zimmer ab Fr. 12.—
Television

Der Akademiker findet seine Fachliteratur
auf den Gebieten

- ▶ Medizin
- ▶ Jurisprudenz
- ▶ Nationalökonomie
- ▶ Architektur

in guter Auswahl bei

Hans Raunhardt

INH. GERHARD HEINIMANN & CO.

Buchhandlung und Antiquariat

Gegründet 1890

Zürich 1, Kirchgasse 17, Tel. 32 13 68

Unser Spezialgebiet ist

Evangelische Theologie

Sie finden uns in nächster Nähe an der
Schiffände 24 und an der **Badenerstrasse 69**
Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich

Fechtkurs

für Anfänger in Florett- und Säbelfechten
Organisiert vom Fechtclub Zürich
vom 26. Januar bis 11. Mai 1966
jeweils Mittwoch 18.00 bis 19.00 Uhr
Kursort:
Alte Kantonsschulturnhalle I, beim Pfauen
Auskunft erteilt:
M. Meyer, Tel. 34 69 69, abends, oder
M. Mülli, Tel. 24 56 66, abends



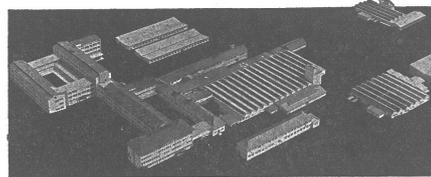
Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9

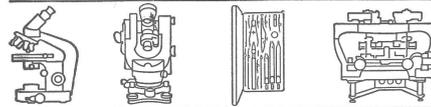
Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

Wie wohltuend die kurze Entspannungspause mit einer PARISIENNE!
So reich und mild ist ihr Aroma —
echt und rein der edle Tabak!
PARISIENNES SUPER —
die Cigarette unserer Zeit.
*entspannen...
geniessen...*

Optische und feinmechanische Präzisions-Instrumente



Wild in Heerbrugg, das modernste
und grösste optische Werk
der Schweiz liefert in alle Welt:
Vermessungsinstrumente,
Fliegerkameras und Autographen für
die Photogrammetrie, Forschungs-
Mikroskope, Präzisions-Reisszeuge
aus rostfreiem Chrom-Stahl



Prospekte und Offerten durch
Wild Heerbrugg AG., Heerbrugg/SG
Optische Werke

WILD
HEERBRUGG